



Holz, Galle und Frühling

Welche spirituellen Vorstellungen herrschen in der Gesellschaft? *d'Land* war auf Spurensuche

Une petite heure et puis s'en vont

À peine entamé et déjà repoussé : Le procès qui oppose Enrico Lunghi à des anciens collaborateurs de RTL a tourné court. On a plutôt assisté à un spectacle assez navrant

La Cinquième Circonscription

Quel sera l'impact électoral de la nouvelle diaspora luxembourgeoise

« Ça serait bien de revenir à la Guerre froide »

Pour l'analyste en géopolitique François Heisbourg, la guerre en Ukraine pousse le Luxembourg à choisir son camp commercial, les États-Unis plutôt que la Chine. Le spatial est un enjeu majeur

Zum Wohl des Ganzen

Was will die Regierung mit der Tripartite erreichen? Entweder sie will sich aus der Verantwortung stellen, oder sie möchte eine Index-Diskussion provozieren. Beides wäre unklug

Foto: Sven Becker



Holz, Galle und Frühling

Stéphanie Majerus

Welche spirituellen Vorstellungen herrschen in der Gesellschaft? Das *Land* war auf Spurensuche

Sie habe noch nie eine Fußreflexzonenmassage erhalten, „ich bin hier um sie auszutesten“, sagt die junge Angestellte, die im Massagesessel platz nimmt. Es ist gerade Mittagspause, auf dem Bahnhofsvorplatz vor dem Fenster ist viel los, aber Sandrine Fontaine legt eine entspannende Musik auf und schottet die Hektik ab; sie beginnt die Fußsohle und Ferse zu massieren. „Ich bin gestresster Natur und seit meiner Covid-Erkrankung fühle ich mich etwas schlapp“, erläutert die Kundin. Nach einem kurzen Gespräch schlummert sie vor sich hin, während die Masseurin beginnt, bestimmte Punkte am Fuß zu drücken. Die Reflexzonenmassage beruht auf der Vorstellung, dass bestimmte Zonen an den Füßen und Händen Körperorgane spiegeln. Beispielsweise bilde der Bereich unter dem linken großen Zeh die entsprechende Hirnhälfte ab, die seitliche Fußinnenseite stehe in Wechselbeziehung

zur Wirbelsäule und in der Mitte der Fußsohle befände sich die Zone, die mit der Niere verbunden sei. Machen sich Schmerzen bei leichtem Druck an den entsprechenden Stellen bemerkbar, soll das auf eine Beeinträchtigung des entsprechenden Organs hinweisen. Umgekehrt sollen sich beim Massieren der Zonen Blockaden lösen und die Selbstheilungskräfte anregt werden.

Nach der Behandlung fühlt sich die Kundin entspannt, die Druckpunktmassage habe ihr gut getan und sie würde sie weiterempfehlen. Neugierig wurde sie, weil Freundinnen ihr von der Reflexzonenmassage erzählt hätten. „Die meisten, die zu mir kommen, sind nicht mit den Prinzipien der Reflexzonen vertraut“, erläutert Sandrine Fontaine. Vor elf Jahren hat sie ihren Job als Kauffrau aufgegeben, um als Fußpflegerin und Reflexzonenmasseu-

rin tätig zu werden. Dreiviertel ihrer Kunden sind Frauen und sie wünschen sich Stresslinderung, weniger Verdauungs- und Einschlafprobleme.

Meistens sind Reflexzonenmasseur/innen gleichzeitig auf ähnlichen Terrains unterwegs, so wie Zenergy, eine Anbieterin, die nördlich der Hauptstadt ein Zentrum betreibt. Neben der Druckpunktmassage wendet sie zudem EFT-Stimulationen an; EFT steht für *Emotional Freedom Techniques* und bezeichnet eine Methode zur Linderung von Stress durch das Abklopfen von Akupressurpunkten. Wissenschaftlich nachgewiesen ist die dahinterstehende Theorie sowie auch für die Reflexzonen nicht. Auf ihrem *Instagram*-Account spricht Zenergy von Techniken, die sie von einem Heiler aus Hawaii gelernt habe, Heilsteinen und ihrer Indienreise. Eine andere Anbieterin aus Luxemburg ver-

mischt die Fußreflexzonenmassage mit Prinzipien aus der sogenannten chinesischen Medizin. Über *Facebook* verkündet sie: „Laut dem Energiekalender der traditionellen chinesischen Medizin befinden wir uns seit dem 4. Februar bis zum 16. April in der Frühlingszeit. Es ist an der Zeit zu reagieren, um ihrem Körper zu helfen.“ Dann verpanscht sie anhand von Kettenassoziationen zwischen verschiedenen Organen und Gegenständen das Leben zu einem großen Ganzen: „Eine Fußreflexzonenmassage kann Energien über die Leber und die Gallenblase wieder in Gang bringen. Denn in der chinesischen Medizin sind das die Organe, die mit dem Frühling in Verbindung gebracht werden und repräsentieren das Element Holz.“

Für den letzten Jahr verstorbenen Esoterikforscher an der Sorbonne, Antoine Faivre, ist dieses Denken in Entsprechungen, in dem Verbindungen nicht kausal, sondern symbolisch hergestellt werden, ein Grundkonstitutivum der Esoterik. Esoterisches Denken geht von einer Art geheimen Sympathie zwischen unterschiedlichen Elementen aufgrund ihrer Ähnlichkeit aus. Dabei würden semiotische Zeichen nicht nur auf eine Idee verweisen, sondern zugleich zu einer Verschmelzung von Sein und Schein führen. Diese Art, die Welt zu betrachten, in der „metaphysische“ Qualitäten Priorität vor den physischen besitzen, und in der das Geistige der Hauptregisseur ist, steht seit der Neuzeit derjenigen der modernen Wissenschaft entgegen. Bekannte Personen im europäischen Raum, die eine Heilkunde auf Korrespondenzen aufzubauen versuchten, waren Paracelsus (1493-1541) sowie die katholische Nonne Hildegard von Bingen (1098-1179).

Im fünften Stock in einem Gebäude auf Kirchberg denkt Stateg-Direktor, Serge Allegrezza, über religiöse und spirituelle Phänomene im 21. Jahrhundert nach. Zu zeitgenössischer Alternativmedizin hat er keine Statistiken. „Auch nicht zu Phänomenen wie der Tiefenökologie, Neoanimismus, Astrologie oder parawissenschaftlichen Interessen. Aber ich hoffe, dass wir eine Studie zu nicht-institutionalisierten, spirituellen Praktiken und Vorstellungen initiieren können.“ Vor zwei Wochen hat er Studien-Ergebnisse zu Religiosität in Luxemburg vorgestellt, die im Rahmen der European Value Studie ermittelt wurden. Darin wurde festgestellt, dass der Prozentsatz an Personen, die sich zu christlichen Überzeugungen und Praktiken bekennen, zwischen 2008 und 2021 von 75 auf 48 Prozent sank. Erörtert wurde zudem, dass religiöse Praktiken wie Beten und am Gottesdienst teilnehmen an Gewicht verlieren, nur fünf Prozent erachtet Religion als „sehr wichtig“. Immerhin 44 Prozent gaben sich als Religionslos sowie 18 als Atheisten aus. „Die European Value Studie ist eine empirische Langzeitstudie, deren Fragebogen 1978 aufgestellt wurde, also zu einem Zeitpunkt, als das Christentum kulturell dominierte, deshalb enthält das Studiendesign noch zu wenige Differenzierungen zu atheistischen Positionen und nicht-institutionalisierter Religion“, gibt Serge Allegrezza zu bedenken. Die Befunde würden jedoch nicht-christliche Annahmen streifen, so lese man, 41 Prozent der Einwohner/innen würden an eine Art übergeordneten Geist glauben.

Die Schweiz ist womöglich das europäische Land mit den umfangreichsten statistischen Auswertungen zu neueren spirituellen Trends. Ihre Statistik zeigt, dass fast ein Viertel der Schweizer Bevölke-

Mittlerweile hat sich ein Markt rund um mehr oder weniger esoterische Praktiken etabliert, dessen Dimension allerdings nicht bekannt ist

Auswertungen des Stateg veranschaulichen die zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber dem Katholizismus





„Die muslimische Gemeinschaft ist eigentlich sehr marginal vertreten, man versteht den ganzen politischen Trubel um den Islam nicht“, kommentiert Serge Allegrezza

rung im Jahr 2019 in den zwölf Monaten zuvor eine Bewegungs- oder Atemtechnik wie Yoga, Tai Chi oder Qi Gong praktiziert hat und diese Übungen mit spirituellen Vorstellungen verband. Seit 2014 ist dieser Anteil gestiegen, sowie auch derjenige von Menschen, die angeben zu meditieren – vor allem in der Alterskategorie der Berufsanfänger/innen. Rezente soziologische Auswertungen unterstreichen jedoch, dass zeitgenössische spirituelle Vorstellungen, Erziehungswerte und politische Einstellungen weniger konsequent beeinflussen, als dies vor einigen Dekaden für die Zugehörigkeit zum Christentum der Fall war.

Der nationalen Statistikbehörde liegen vor allem Zahlen zu der Religionszugehörigkeit zum Buddhismus, Judentum, Islam, Protestantismus, Katholizismus und evangelikalen Gruppierungen vor. Die Katholiken führen mit 85 Prozent die Liste deutlich an und nur 2,7 Prozent sind Muslime. „Die muslimische Gemeinschaft ist eigentlich sehr marginal vertreten, man versteht den ganzen politischen Trubel um den Islam nicht“, kommentiert der Stateg-Direktor seine Statistiken. „In Luxemburg haben wir zudem Mormonen, Zeugen Jehovas und ein paar weitere Sekten, aber keine statistische Auflistung dieser Gruppierungen.“ Darüber hinaus sage die Religionszugehörigkeit wenig über die Vitalität des Glaubens aus: „Viele Katholiken haben die zwölftausend Seiten der Bibel nicht gelesen, sondern bewegen sich lediglich in katholischen Gemeinschaften, ohne einen starken Glauben zu pflegen, das heißt, eine Vielzahl an Katholiken weist ein belonging without belief auf.“ In seinem Fazit hält er fest, dass Männer, politisch links Wählende und in Luxemburg Geborene deutlich weniger religiös sind. „Ich hätte gerne präziser ermittelt, wie das jeweilige Bildungsniveau mit Religiosität zusammenhängt, aber hierfür brauche ich bessere Daten.“

In ein paar Stunden beginnt die Bipartite, bei der der Stateg-Direktor einen Vortrag über Inflationsprognosen halten muss, doch man gewinnt den Eindruck, dass er sich gerade lieber mit den ungewöhnlichen Seiten des Menschseins befasst: „Kognitionspsychologie ass mäi neien Dada“. Wie bewerten Menschen wissenschaftliche Evidenzen? Warum glauben Menschen? Wie halten wir kognitive Dissonanzen aus? Was braucht es, damit sich ein Mythos institutionell verankern kann? Diese Fragen beschäftigen ihn, eben weil er eine rational denkende Person sei, finde er Religiosität kurios – „ich verkaufe Zahlen“. Und wie beantwortet er sich seine Fragen? „Darauf gibt es viele Antworten“. Er zitiert Autoren, die ihn geprägt haben: Dan Sperber, Hugo Mercier, Stephen Pinker, Daniel Kahneman. Vor allem Kahnemans „Thinking, fast

Männer, politisch links Wählende und in Luxemburg Geborene sind deutlich weniger religiös

and slow“ habe er mehrmals gelesen. Kahneman argumentiert, im Alltag, wenn man schnell und spontan reagieren muss, ver falle man in ein intuitives, assoziativ-impressionistisches Denken, das gerne vereinfache, weil komplexes, vielschichtiges Denken Zeit in Anspruch nimmt. Hugo Mercier und Dan Sperber ihrerseits behaupten, der Glaube diene zumeist einem Selbstzweck. Rezent habe er zudem in einer Studie gelesen, Befragte würden wissenschaftliche Aussagen mehr Gewicht geben wie religiösen, und das beruhige ihn: „D’Leit sinn awer net verréckt.“

Mittlerweile hat sich ein Markt rund um mehr oder weniger esoterische Praktiken etabliert, dessen Dimension allerdings nicht bekannt ist. Eine Anbieterin der Reflexzonen- und Bioenergetischen-Massage aus dem Süden des Landes teilt mit: „Ich bin nahezu bis Dezember 2023 ausgebucht.“ Bis zu 50 Stunden die Woche arbeite sie, die meisten ihrer Stammkunden kämen alle zwei Wochen oder einmal im Monat. „Von Rückenproblemen, Diabetes, Stress, Bluthochdruck, Schlafstörungen, Ängsten ist vieles dabei“, erklärt sie. Die Massaggeeinheiten dauern zwischen 45 oder 90 Minuten und kosten zwischen 70 und 130 Euro. Vor oder nach der Sitzung findet ein kurzes Gespräch statt. Viele Leiden führt sie auf das zeitgenössische Leben zurück, „et gëtt ëmmer méi gefuedert“. Das moderne Leben sei schnelllebig; die Erwartungen am Arbeitsplatz steigen, das setze die Menschen unter Druck. „Mein Ansatz ist holistisch; Körper und Psyche sind in ständiger Interaktion, Angst bedingt beispielsweise Durchfall.“ Auch zu ihr kommen in der Mehrheit Frauen.

Dass eine Druckpunktmassage wohltut, ist unstrittig, denn an den Füßen befinden sich viele Nervenrezeptoren. Studien zeigen eine angstlösende, beruhigende sowie blutdrucksenkende Wirkung. Vor allem wegen ihres entspannenden Effekts wird die Reflexzonenmassage mittlerweile in einigen Krankenhäusern angeboten. Auch das Centre Hospitalier du Luxemburg (CHL) hat sie integriert. Auf Land-Nachfrage, welche Überlegungen hinter diesem Entscheid standen, kam keine Antwort. Immerhin ist der spirituelle Überbau, nach dem sich Organe in Fußpartien spiegeln sollen, nicht belegt; insofern stellt sich die Frage, wie groß die Offenheit von Krankenhäusern gegenüber spirituellen Vorstellungen sein sollte.

In soziologischen Untersuchungen zu Kund/innen von alternativer Medizin kristallisierten sich unterschiedliche Motivationen heraus, wie Unzufriedenheit mit Arzt-Patienten-Beziehung und Behandlungen in biomedizinischen Settings. Demgegenüber würden alternative Behandler sich mehr Zeit nehmen, mehr Rückfragen stellen und eine fürsorglichere Haltung pflegen. Weitere Gründe für die Attraktivität aus Kundensicht seien die Vermittlung der Verantwortung für den eignen Körper und eine neuentdeckte Körperkontrolle. Soviel für die Plus-Seite.

Auf der Minus-Seite steht: Die Sorge um die Sicherheit der Patienten durch eine Vermeidung oder Verzögerung der Inanspruchnahme evidenzbasierter Verfahren. In den USA wurde ermittelt, dass 20 Prozent alternative Methoden anstelle evidenzbasierter Methoden anwenden und 30 Prozent komplementär dazu. Zumindest diese 20 Prozent verbinden womöglich ihre Gesundheitsanschauungen mit einer Kritik an der modernen Medizin und fungieren als Multiplikatoren von impfgegnerischen Botschaften. Der schwedische Soziologe Carl Cederström bemängelt seinerseits, dass bestimmte Zweige der Wellness-Kultur die Verantwortung für Krankheiten auf den Einzelnen abwälzen. Krankheiten werden dabei teilweise implizit mit Faulheit oder Willensschwäche in Verbindung gebracht. In vielen Sparten zeitgenössischer Spiritualität würde demnach Gesundheit moralisiert und psychologisiert sowie Druck auf das Individuum ausgeübt.

Das Behandlungszentrum, in dem Sandrine Fontaine ein Zimmer mietet, ist nüchtern eingerichtet. Eine Physiotherapeutin und Osteopathin empfangen hier ebenfalls Patienten. Im Wartezimmer steht ein anatomisches Knochenmodell neben einem Buch über „sanfte Medizin“. Spirituelle Vorstellungen, wissenschaftlich kaum untersuchte Methoden

und der Bereich des medizinisch Fundierten streifen sich auf ein paar Quadratmeter im Bahnhofsviertel. Im Internet lässt sich ein luxemburgischer Psychotherapeut auffinden, der sich als Zen-Buddhist und Advaita-Vedanta-Experten ausgibt. Er verspricht: „Connais-toi toi-même et tu connaîtras l’univers entier et les dieux.“ Mehrfach haben Sozialwissenschaftler/innen darauf hingewiesen, dass bestimmte spirituelle Vorstellungen insbesondere ins psychotherapeutische Milieu hinein diffundieren. Das musste auch der Psychiatrieprofessor der Universität Fribourg, Gregor Hasler, feststellen, als er für ein Buch über veränderte Bewusstseinszustände recherchierte und im Schweizer Jura an einer Ayahuasca-Sitzung teilnahm: Einige der Anwesenden waren „Ärzte und Psychotherapeuten, die ich von meiner klinischen Arbeit kannte“. ●

ÉTAT DES LIEUX 2023

PAR L'OBSERVATOIRE DE L'HABITAT

BILAN MINISTÉRIEL :

ENTRETIEN AVEC HENRI KOX

ET C'EST COMMENT ALLEURS ?

COMPARAISON AVEC LE RESTE DE L'EUROPE

RÉFLEXIONS SUR LES SOLUTIONS

LA CUEULE DE BOIS IMMOBILIÈRE

immobilier

supplément

10.03.

LEITARTIKEL

Ons Stad

Peter Feist

„Betteln verboten!“ soll in der Hauptstadt demnächst gelten. Zumindest an bestimmten Tagen zu bestimmten Uhrzeiten und an bestimmten Plätzen. Der DP-CSV-Schöffenrat will das in einer Änderung zum Polizeireglement der Stadt festschreiben lassen. Bislang untersagt es lediglich organisiertes Betteln. Der Entwurf zu der neuen Verordnung wurde am Dienstag in der kommunalen Reglementkommission vorgestellt. Vielleicht noch diesen Monat könnte der Gemeinderat darüber abstimmen.

Auf den ersten Blick ist das ein erstaunlicher Vorstoß. Immerhin ist es im Großherzogtum nicht mehr gesetzlich verboten, sich mit einem Pappbecher an einen Straßenrand zu setzen oder Passanten um „eng Mënz“ zu bitten. Die mendicité simple wurde aus dem Strafgesetzbuch gestrichen, als Luxemburg 2008 die EU-Richtlinie über den freien Personenverkehr in nationales Recht übernahm.

Juristisch gesehen, führt der Versuch, „einfaches Betteln“ auch nur einschränken zu wollen, sogar in Untiefen. Der europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg erklärte es vor zwei Jahren in einem Urteil zu einem Teil der Privatsphäre: Wer bettelt, bitte um Hilfe. Die Verfassungsrevision, die am 1. Juli in Kraft tritt, regelt das Verhältnis zwischen Gesetzen und kommunalen Verordnungen neu. Vor allem das mit jenen Verordnungen, die Freiheitsrechte einschränken. Sinngemäß darf es solche Einschränkungen per Verordnung künftig nur als Präzisierung gesetzlicher Bestimmungen geben. Da einfaches Betteln nicht mehr gesetzlich verboten ist, stünden Polizeireglements, die weiter reichen, dann auf schwächeren Füßen. Bisher fallen sie weitgehend unter die Gemeindeautonomie. Deshalb gibt es in Diekirch, Ettelbrück und Düdelingen schon seit Jahren ähnliche Bestimmungen, wie sie nun in der Hauptstadt eingeführt werden sollen.

Auf den zweiten Blick ist der Vorstoß des Hauptstadt-Schöffenrats nicht erstaunlich. Er passt zu seiner Kampagne für Law and Order. Er passt dazu, dass gesetzliche Grauzonen ausgenutzt werden, um Agenten privater Sicherheitsfirmen auf Patrouille zu schicken. Er passt zu den Erzählungen von DP-Bürgermeisterin Lydie Polfer über Schmuckdiebe auf der Plëss. Die Reglementkommission erfuhr am Dienstag, in „unserer Stadt“ solle man sich „wohlfühlen“ können und nicht „belästigt“ werden. Wer so argumentiert, dem kann es politisch nur nützen, wenn ein Reglement, das Betteln einschränkt, auf Probleme bei der Inkraftsetzung stößt. Im Wahlkampf lässt sich dann sagen: „Wir haben alles versucht!“

Im Wahlkampf kann es Stimmen verängstigter Bürger und verärgerter Geschäftsleute bringen und Ruhe und Ordnung schätzender Leistungsträger bringen, wenn Armut kriminalisiert wird. In Wirklichkeit glaubt der Schöffenrat vermutlich selber nicht daran, dass die Einschränkungen im Alltag viel bewirken würden. Vermutlich ist ihm sogar klar, dass eine so reiche Stadt wie Luxemburg nicht nur „Talente“ an hochwertige und gut bezahlte Arbeitsplätze zieht, sondern auch Menschen aus nah und fern anlockt, die vom großen Kuchen des Wohlstands ein paar Krumen abhaben möchten. Manche tun das, indem sie betteln.

Als der Straßburger Menschenrechtsgerichtshof im Januar 2021 sein Urteil fällte, trug auch der Luxemburger Richter Georges Ravarani es mit, begründete das aber zum Teil anders als die Mehrheit der Richter/innen. Unter anderem schrieb er, die bloße Tatsache, dass Bettelnde manche Menschen stören, mache aus Betteln keine rechtswidrige Aktivität. Das sei der Preis des Lebens in einer freien Gesellschaft. Kundgebungen im Freien würden manche Leute ebenfalls stören, während andere wiederum eine irrationale Angst vor Hunden hegten und ihnen beim Spaziergehen am liebsten nicht begegnen möchten. Gleichwohl würden weder Hunde noch Kundgebungen allgemein verboten.

Darin besteht die wirklichkeitsfremde Dialektik, die der DP-CSV-Schöffenrat zu vermitteln versucht: Als gebe es eine Rückkehr in eine Vergangenheit, in der die Hauptstadt genauso reich, genauso bevölkert, genauso dynamisch war wie heute, aber zugleich viel geordneter und aufgeräumter. Wen seine Erinnerung nicht trügt, der weiß, dass es so eine Vergangenheit nicht gab.

P O L I T I K

Notabeln-Liste

Serge Wilmes (hier am Wahlabend 2017, Foto: Sven Becker) ist der alleinige Spitzenkandidat der *Stater* CSV für die Gemeindewahlen am 11. Juni. Die CSV setzt damit alles auf ihren Ersten Schöffen. Eine Doppelspitze, etwa mit der jungen Ko-Parteipräsidentin Elisabeth Margue, wurde ausgeschlossen, um einen einzigen „Leader“ mit Ambitionen zum Bürgermeister als Herausforderer für die jahrzehntelange DP-Herrschaft anzubieten.

An der 27 Personen (15 Männer und 12 Frauen) mit einem Altersdurchschnitt von 45,8 Jahren umfassenden CSV-Liste fällt der große Anteil an Managerinnen, Geschäftsleuten, Anwältinnen und Notaren auf. Darunter zum Beispiel Jean-Marie Hoffmann (56), Inhaber der Bäckerei-Kette Hoffmann; die 26-jährige Hotelmanagerin Marie-Laure Goeres oder der Unternehmer Giovanni Patri (47). Wenngleich diese Kandidat/innen beim Wahlvolk eher unbekannt sein dürften, setzt die CSV auf deren Networking-Qualität unter *Stater* Notabeln, was bisher eine Spezialität der DP ist. Ebenfalls auf der CSV-Liste stehen die Schöffen Maurice Bauer und Laurent Mosar sowie die Räte Elisabeth Margue und Paul Galles, nicht mehr kandidierenden Claudine Konsbruck und Isabel Wiseler Lima. Neu hinzu kam die unabhängige Rätin Marceline Goergen, die vor knapp einem Jahr aus der ADR ausgetreten und vergangenen Herbst für Roy Reding als Unabhängige nachgerückt war. pf

Work-Life-Balance

Die LSAP wähnt sich zwar im Aufwind seit der *Sonndesfro* vom vergangenen November, dem „ech si prett“ von Paulette Lenert vor sechs Wochen und wegen ihrer Forderungen nach Steuererleichterungen. Aber bei ihrem Bezirkskongress Süden vergangenen Samstag in Kéispelt mit dem Spezialthema „Zukunft der Arbeit“ war die Arbeiterpartei im Hinblick auf die Kammerwahlen noch weit davon entfernt, so klare programmatische Aussagen zu machen wie „ein gesetzlich festgelegtes Maximum von 38 Stunden“ Wochenarbeitszeit 2018 mit dem unverfornenen Etienne Schneider als *frontman*. Stattdessen verwies Arbeitsminister Georges Engel auf die von ihm in Auftrag gegebene Studie zur Arbeitszeitverkürzung, meinte aber, es sollte eine „substanzielle“ Reduzierung geben. Worin die „starke Sozialdemokratie“ bestehen soll, mit der die LSAP in den Wahlkampf ziehen will, bleibt damit noch zu definieren und hängt auch vom Ausgang der Auseinandersetzungen innerhalb der Koalition um die Steuererleichterungen ab. pf

Grün sei die Zukunft

„Mir schafen Zukunft“ ist das Motto der Grünen für die Gemeindewahlen. Der Nationalkongress der Partei vergangenen Samstag in Sassenheim nahm das Rahmenwahlprogramm an. Es betont grüne „Kernkompetenzen“ in Naturschutz, Energie und Mobilität, behauptet sie auch im Wohnungsbau und verspricht, sie in kommunalen Bestimmungen unterzubringen. Mit großer Mehrheit stimmte der Kongress einer nationalen Spitzenkandidatur für die Kammerwahlen zu. Das gilt vorerst nur für die diesjährigen, um einen „Führungsanspruch“ geltend zu machen. Der heimliche Parteichef Francois Bausch hatte ihn in einem Radiointerview rechtzeitig mit dem Namen von Justiz- und Kulturministerin Sam Tanson versehen, damit die Grünen gegenüber den zumindest offiziös schon feststehenden Spitzenkandidat/innen der anderen drei großen Parteien nicht unterbelichtet bleiben. Prozedural ist der Weg Richtung Spitze kompliziert: In jedem Bezirk wird eine Doppelspitze gebildet, aus diesen acht Kandidat/innen ernennt ein außerordentlicher Landeskongress Ende des Monats mit Dreifünftel-Mehrheit die nationale Spitzenperson. pf

Festung Europa

Der LSAP-Abgeordnete Mars Di Bartolomeo gibt mit einer parlamentarischen Anfrage seinem Parteikollegen und Außenminister Jean Asselborn die Möglichkeit, die Luxemburger Position zu der am 9. Februar von den Staats- und Regierungschefs der EU beschlossenen strengeren Einwanderungspolitik zu präzisieren. DP-Premier Xavier Bettel hatte nach dem Gipfel erklärt, es wäre „eine Schande“, an den EU-Außengrenzen „eine Mauer mit den Sternen der EU darauf“ zu errichten. Medienberichten zufolge war Bettel einer der wenigen Regierungschefs, die sich gegen eine aus EU-Mitteln finanzierte Mauer aussprachen, so dass der Begriff im Abschlussdokument nicht



auftaucht. Die Abschlusserklärung, in der vorgesehen ist, „de mobiliser immédiatement des fonds et des moyens substantiels de l’UE pour aider les États membres à renforcer les capacités et les infrastructures de protection des frontières, les moyens de surveillance, y compris aérienne, et les équipements“, trug Luxemburg allerdings mit. Mars Di Bartolomeo will wissen, welche Art von „Kapazitäten und Infrastrukturen“ nach Ansicht der Regierung finanziert werden sollten und inwieweit das eine „humanistische Antwort der EU auf die Einwanderungsfrage“ wäre. pf

P E R S O N A L I E N

Robert Harmsen,

Professor für Politikwissenschaften, wurde zum neuen Dekan der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luxemburg ernannt. Laut einem auf der Webseite der Uni veröffentlichten kurzen Interview sieht der Kanadier, der den Unesco-Lehrstuhl für Menschenrechte innehat, sein Amt offenbar überwiegend in der Kontinuität seines Vorgängers Georg Mein. Allerdings möchte er die Forschungsleistungen der Fakultät „international sichtbarer“ machen. pf

Lydie Polfer,

Stater DP-Bürgermeisterin, witzelte am Montag im Gemeinderat über ein Rundschreiben des Innenministeriums zur Verteilung von Jod-Tabletten: Deren Einnahme im Fall eines Nuklearunglücks habe „für Leute über 30 keinen Sinn“, sagte Polfer zweimal und unterstrich, „das steht da so“ in der *Circulaire* 4180 vom 22. September 2022. Tatsächlich aber ist dem Rundschreiben zu entnehmen, „que la mesure vise essentiellement les personnes inferieures à 45 ans“. So wurde das im Oktober 2014 auch bei einer Pressekonferenz über den Plan d’intervention d’urgence erklärt. Ob Lydie Polfer etwas

verwechselt hat? Der Pressedienst der Hauptstadt hat eine andere Erklärung: „Im Austausch mit Medizinnern und Apothekern“ sei festgestellt worden, „dass schon ab 30 keine positive Wirkung mehr garantiert“ sei. pf

G E S U N D H E I T

Wer verdient was?

LSAP-Gesundheitsministerin Paulette Lenert machte am Montag Bekanntschaft mit einer weiteren politischen Zeitbombe: Wie das *RTL*-Fernsehen berichtete, werden in den Hôpitaux Robert Schuman nur 26 der 42 für den Betrieb ihrer Kliniken Kirchberg und Zitha unbedingt erforderlichen Ärzt/innen durch das vergangenen Herbst zwischen Ministerium und Krankenhausverband FHL vereinbarte Entgeltsystem für Präsenzdienste und Rufbereitschaften erfasst.

In anderen Spitälern dürfte die Lage ähnlich sein. Denn bei der Aufstellung des Budgets für die Bezahlung dieser Dienste wurde *Land*-Informationen zufolge nicht nur berücksichtigt, wieviel Ärzt/innen welcher Disziplin sie leisten müssen, sondern auch, wieviel pro Disziplin insgesamt verdient wird. So verwundert nicht, dass in der *RTL*-Reportage von Anästhesisten die Rede war, die kein Entgelt erhalten: Die Disziplin gehört zu den bessergestellten. Der Ansatz, Einkommensunterschiede zwischen den Mediziner/innen über ihre Bereitschafts-Entgelte zu verkleinern, mag pragmatisch einleuchten. Er ist aber gefährlich, denn er schafft einen Anreiz, dem Spital den Rücken zu kehren und bei besserer Work-Life-Balance ausschließlich in einer Praxis zu arbeiten. Sofern das in der betreffenden Disziplin möglich ist und finanziell einträglich genug. AMMD-Präsident Alain Schmit äußerte sich in der Sendung erstaunlich moderat. Das dürfte damit zu tun haben, dass Einkommensunterschiede zwischen freiberuflichen Ärzt/innen zu beheben, traditionell

Sache des Ärztesverbands ist und eine breite Diskussion darüber verbandsintern zu Krach führen würde. Letzten Endes aber zeigt sich einmal mehr, wie groß der politische Handlungsbedarf zur Organisation und Finanzierung der Klinikmedizin ist. Paulette Lenert fühlt sich dafür offenbar nicht mehr zuständig: Im Fernsehen sagte sie, die Entgelte für die Bereitschaftsdienste seien einjähriges „Pilotprojekt“, dem man diese Zeit geben sollte, um es anschließend „in Ruhe“ auszuwerten. pf

U M W E L T

Warm und trocken

2022 war mit im Schnitt 11,2 Grad Celsius das zweitwärmste Jahr seit Beginn der Aufzeichnungen 1947 durch den Wetterdienst am Flughafen. Nur 2020 war mit 11,3 Grad knapp wärmer, so Meteolux diese Woche. Diese Durchschnittstemperaturen liegen deutlich über dem langjährigen Mittel von 9,8 Grad zwischen 1991 und 2020. Mit 2 234,1 Sonnenstunden war 2022 das zweitsonnenreichste nach dem Rekordjahr 2003 (2 278,4 Stunden); der Schnitt 1991 bis 2020 beträgt 1 802,9 Stunden. Trocken war 2022 auch: Die kumulierten Niederschläge von 637,2 Litern pro Quadratmeter markierten den zehntniedrigsten Wert seit 1947 und fielen wesentlich geringer aus als die im Schnitt 831,1 Liter in den 20 Jahren seit 1991. Bei genauerer Betrachtung, so Meteolux, war insbesondere der Sommer 2022 der seit 1947 trockenste. pf

Blog

Une petite heure et puis s'en vont

France Clarinval



Enrico Lunghi avec son avocat Jean Lutgen, mardi après-midi

À peine entamé et déjà repoussé : Le procès qui oppose Enrico Lunghi à des anciens collaborateurs de RTL a tourné court. On a plutôt assisté à un spectacle assez navrant

Prequel Cela devait être le dénouement judiciaire d'une polémique qui a secoué le Landerneau culturel pendant plusieurs mois. Le point de départ du procès de cette semaine est une interview réalisée en septembre 2016 par Sophie Schram pour RTL Télé Lëtzebuerg avec le directeur du Mudam de l'époque, Enrico Lunghi. Exaspéré par les questions redondantes et l'insistance de la journaliste, celui-ci perd brièvement son sang-froid et repousse le micro. Un montage biaisé et totalement à charge contre lui est diffusé dans l'émission *De Nol op de Kapp*. La journaliste affirme qu'elle est a été blessée, se met en congé de maladie et annonce qu'elle portera plainte. (Aujourd'hui on sait qu'aucune plainte n'a finalement été déposée, ce que le directeur du Mudam n'a appris qu'après avoir présenté ses excuses à Schram, excuses exigées justement pour retirer la plainte). Le Premier ministre Xavier Bettel ordonne une enquête disciplinaire qui conclura que l'image et le son de l'interview ont été montées de manière à donner à la scène une tournure plus dramatique et violente que la réalité. RTL fait le ménage, arrête l'émission et envoie son directeur à la retraite. Considérant qu'il ne peut plus travailler sereinement Enrico Lunghi démissionne et s'estimant « atteint dans son honneur », il porte plainte pour coups et blessures et diffamation.

Distribution des rôles L'ancien directeur du Mudam espérait que le point final de son « affaire » s'écrite cette semaine : la septième chambre correctionnelle du tribunal d'arrondissement de Luxembourg allait juger les quatre prévenus, Alain Berwick, Sophie Schram, Marc Thoma et Steve Schmit. Ils voudraient aussi tourner la page. Le déroulement de l'audience ce mardi après-midi en a décidé autrement : Gaston Vogel, avocat de Sophie Schram, arrivé en boitant et s'aidant d'une canne, s'est plaint de douleurs à la jambe et a été emmené par les secours. Le procès n'a pas repris ce mercredi matin car le ténor du barreau a annoncé avoir la jambe cassée et n'a pas pu être remplacé. L'affaire a été remise et au 17 avril. À l'issue des 90 minutes qu'aura duré cette ébauche de procès, le sentiment qui prévaudra est d'avoir assisté à une sorte de spectacle. Avec, par ordre d'apparition...

Enrico Lunghi arrive en avance mardi après-midi. Costume gris sur un pull corail, il s'installe sur une des places destinées au public. Partie civile, il est représenté par son avocat, Me Jean Lutgen et n'aura pas à prendre la parole. Sa femme, Catherine Gaeng est assise à ses côtés. Le livre qu'elle a écrit sur l'affaire, *Donc nous avons menti au public*, est posé sur ses genoux (attention, ceci est un MacGuffin). Progressivement les chaises du public se remplissent et on y reconnaît plusieurs personnalités du monde culturel, dont Jo Kox. Aujourd'hui Premier conseiller du ministère de la Culture, il a longtemps partagé la direction du Casino Luxembourg avec Enrico Lunghi. À l'époque, ils étaient souvent présenté comme « les Dupont et Dupond de la culture » en raison de leur proximité et leur amitié. La presse est très largement représentée, y compris par RTL qui veut sans doute montrer que la chaîne a changé depuis l'affaire. Un sujet de près de quatre minutes y fut consacré dans le *Journal* du soir, revenant sur les étapes, donnant une vision la plus neutre possible des événements.

Les prévenus entrent en scène, avec leurs avocats respectifs, tous des grands noms du barreau. Marc Thoma, ancien journaliste de RTL, a toujours cet air bourru, un peu renfrogné qu'on lui connaissait à l'antenne, comme marqué par les années à se scandaliser des situations que lui exposaient ses interlocuteurs dans son émission *De Nol op de Kapp*. Son avocat, Daniel Baulisch est une de ces figures qui apparaissent dans plusieurs affaires médiatisées. Il est l'avocat du principal suspect dans le meurtre de Diana Santos, du chauffeur incriminé dans un accident de voiture qui avait causé la mort d'un policier en 2018 ou de Félix Eischen dans l'affaire du « CSV-Frëndeskrees ». L'ancien CEO de RTL Luxembourg, Alain Berwick monte les marches tout en sourire et tout en bronzage, très décontracté, pull bleu sur un jean. Il est représenté par André Lutgen, autre ténor qui s'est fait entendre dans le procès des montres de Flavio Becca ou comme avocat d'ArcelorMittal, position dans le cadre de laquelle il a été poursuivi pour outrage à magistrat, un procès qui a fait grand bruit (*d'Land* 02.07.2021). Thierry Reisch et ses inséparables lunettes rondes suit avec son client Steve Schmit, chef des programmes de RTL à l'époque des faits et depuis promu directeur adjoint de la chaîne. L'ancienne journaliste d'RTL, Sophie Schram est la grande absente de ce procès. Son avocat, Me Gaston Vogel a demandée qu'elle soit excusée, ce qui fut fait. Il a aussi précisé qu'il était tombé peu avant et souffrait de douleurs à la jambe tout en déclarant : « Si je n'arrive plus à marcher, j'arrive toujours à penser ».

Premiers épisodes Dans la salle d'audience, le numéro 10, plus spacieuse que celle qui était initialement prévue, tout est prêt. Un grand écran a été installé pour diffuser les enregistrements de l'interview qui a mis le feu aux poudres. Le projecteur a été testé. Le président de la chambre correctionnelle, Stéphane Maas, fait son entrée. Tout le monde se lève... Un temps suspendu, le public s'agit un peu, tousote comme pendant que les instruments de l'orchestre s'accordent. Et Gaston Vogel lance les hostilités. L'idée est de soulever des objections de procédure pour demander l'irrecevabilité des poursuites à l'encontre de sa cliente. Il en vient à la Convention européenne des droits de l'Homme quant à la clarté des accusations, évoque le libellé obscur et crie à la violation des droits de la défense. Le stentor tape du poing en dénonçant « un procès complètement absurde et idiot » et s'étrange en martelant que des pièces, extraites du dossier médical de Sophie Schram sont maintenues dans le dossier répressif qu'il a reçu alors que la chambre du conseil de la Cour d'appel les avait écartées. S'en suit un échange presque comique avec le procureur sur l'efficacité du « Service Copie » du ministère public qui a laissé ou non ces pièces au dossier et sur l'importance de travailler avec des documents imprimés. Puis avec le président : « C'est le désordre parfait dans les scans reçus », tance Vogel. « Je travaille avec du papier, des documents rangés dans des classeurs », lui répond Maas. « C'est la justice à l'ancienne, comme au 18^e siècle », enfonce l'avocat.

Daniel Baulisch et André Lutgen emboîtent le pas de leur confrère pour continuer les objections procédurales. Le premier estime que « le procès a déjà été fait dans la rue ». Il fustige en particulier les deux livres publiés par l'épouse d'Enrico Lunghi (et voilà que le Mac Guffin prend son sens) où sont divulguées des informations couvertes par le secret de l'instruction, des extraits du rapport du juge d'instruction. Les débats prennent à nouveau une tournure cocasse quand

90 minutes d'esprit de contradiction, de poings sur la table et de mauvaise foi... Mais toujours pas de procès

le président de la chambre correctionnelle explique ne pas connaître l'existence de ces livres et, en conséquence, ne pas les avoir lus. L'avocat de Marc Thoma lui tend son exemplaire, mais Stéphane Maas ne s'en saisit pas, arguant que le livre ne figure pas dans les pièces du dossier. Baulisch dénonce le « tapage médiatique » qui mettrait en péril l'impartialité du tribunal : « les médias ont déjà fait le procès ». « Ce ne sont pas les médias qui font le procès, c'est cette Cour », lui renvoie l'intéressé. « Maître Baulisch est déçu de savoir que vous serez impartial parce que vous n'avez pas lu le livre », taquine le procureur.

À son tour, André Lutgen cherche la faille, critiquant le temps écoulé depuis les faits et estimant que « le délai raisonnable a été dépassé ». L'avocat de Alain Berwick considère que « ce délai est imputable aux autorités qui ont creusé au-delà du raisonnable » et de citer en vrac des perquisitions chez RTL et au CHL, des commissions rogatoires, une enquête jusqu'en Roumanie (où vit la docteure qui a émis le certificat médical de Sophie Schram)... « Il y a des dossiers criminels qui sont moins fouillés que ceci ». « Vous voulez dire que nous avons été trop méticuleux ? », interroge le président. « Je parle d'acharnement », lui répond l'avocat. Il invoque aussi la prescription : « Plus de six ans après les faits, cela n'a plus d'intérêt de remettre au premier plan une histoire que tout le monde a oubliée. » Le procureur balaise ces arguments, estimant que la longueur de la procédure était principalement due aux nombreux recours devant la Cour de cassation par les conseils des prévenus qui ont cherché toutes les astuces de la procédure pénale pour faire annuler les poursuites à leur encontre. Il pointe aussi l'incohérence des arguments qui d'un côté considère qu'il y a trop de tapage (« médiatique, pas nocturne »), de l'autre estime l'affaire oubliée. Le représentant du parquet a demandé que l'ensemble des moyens soient joints au fond « pour que l'instruction de l'affaire puisse enfin débiter ». Peine perdue : après la suspension d'audience durant laquelle les juges s'étaient retirés pour se consulter (et décider de verser les moyens soulevés par la défense au fond), Gaston Vogel a expliqué qu'il souffrait trop et a dû être pris en charge médicalement.

Sequel Avec sa plainte, Enrico Lunghi voulait obtenir des éclaircissements, espérant « une fois pour toute », ne plus devoir « défendre son honneur ». Par la voix de son avocat, il demande des dommages et intérêts d'un montant de quelque 46 000 euros, aux termes du préjudice moral, d'atteinte à l'intégrité physique et de pertes financières. Avec le report du procès en avril, toutes ses questions restent en suspens. La lumière attendra. ●

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Die Intimsphäre

Noch vor der Tripartite-Sitzung wollten die Gewerkschaften Premierminister Xavier Bettel sprechen. Um ihm zu erklären, wie wichtig ihnen die Anpassung der Einkommensteuertabelle an die Inflation ist.

LSAP-Präsidentin Françoise Closener sah das ähnlich. Sie wollte die liberale Koalition nach den Wahlen fortführen. „Wann ee sech an decisive Froen – an d'Steierfro ass sécher eng decisiv – eens gëtt“ (Radio 100,7, 23.2.23).

Die DP lehnte eine Anpassung der Steuertabelle ab. Finanzministerin Yuriko Backes wollte keine „strukturell Mesuren“ (RTL, 20.2.23). Die hießen früher „droits acquis“. In der Opposition waren sie der DP heilig wie die „pacta sunt servanda“.

Die Unternehmer können zufrieden sein: Dass im Wahlkampf über die Umverteilung diskutiert wird. Statt über die Verteilung

Die Handelskammer klagt durch ihren Lautsprecher Idea: Eine Anpassung wäre für den Staat zu teuer (*Décryptage* N°27). Der Staat soll sparen: für die Mitglieder der Handelskammer. Sie legte am 9. Februar einen Forderungskatalog für die Wahlen vor. Darunter die Senkung „de l'impôt des sociétés (25%) vers la médiane européenne (21%)“. Plötzlich befürchtete Idea sogar eine Bevorteilung höherer Gehälter. Beim Spitzensteuersatz „Talente“ genannt.

CSV, LSAP und Gewerkschaften wollen Steuern zu einem Wahlkampfthema machen. Nicht als Mittel der Finanzierung, sondern der Umverteilung. Genauer: der Umverteilung der Einkommen, nicht der Vermögen. Sie sorgen sich um den sozialen Zusammenhalt. Sie warnen vor einer sich öffnenden Einkommensschere.

Umverteilung durch den Steuer- und Sozialstaat kommt immer zu spät. Sie ist eine sekundäre Verteilung. Sie kommt nachträglich, wenn die primäre Verteilung entschieden ist.

Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, arbeiten neun von zehn Leuten gegen Lohn. Die Lohnmasse wird bei der primären Verteilung entschieden. Danach können bei der Sekundärverteilung die verfügbaren

Einkommen der Lohnbezieher mit Steuern und Sozialleistungen etwas gesenkt oder erhöht werden – umverteilt.

Das Ergebnis der Primärverteilung lässt sich aus den Konjunkturprognosen des Statec erahnen. Vergangene Woche veröffentlichte es seine *Projections à moyen terme 2023-2027*. Für das bei der Europäischen Kommission einzureichende Stabilitätsprogramm.

Danach soll der Anstieg der durchschnittlichen Lohnkosten der Unternehmen von 5,9 Prozent dieses Jahr auf 5,1 Prozent nächstes Jahr zurückgehen. Bis 2027 soll er sich auf 2,2 Prozent jährlich verlangsamen. Ab nächstem Jahr wäre das weniger als das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts.

Das verfügbare Realeinkommen pro Beschäftigten soll dieses Jahr um 1,5 Prozent steigen. Es soll nächstes Jahr um 1,6 Prozent schrumpfen und zwischen 2025 und 2027 um 0,3 Prozent steigen, also stagnieren. Trotz Kindergelds, Teuerungszulage und sonstiger Zuschüsse. Bei inflationsbereinigt rund drei Prozent Wirtschaftswachstum jährlich. Wer das Wirtschaftswachstum erarbeitet, bekommt wenig davon ab.

Selbstverständlich findet die Primärverteilung nicht zwischen Löhnen und Bruttoinlandsprodukt statt. Sondern zwischen variablem Kapital und Mehrwert zwischen Löhnen und Profit samt Zinsen und Grundrenten. Doch die Entwicklung der Profite wird nicht unter den „[p]rincipaux agrégats macroéconomiques“ aufgeführt.

Der primären Verteilung wird überall mit Schweigen und Respekt begegnet. Sie wird zur Intimsphäre der Unternehmer gezählt. Wie der private Besitz der Fabriken und Büros, der ökonomischen Macht und Entscheidungsgewalt.

In der von Werkstoren und Bürotüren geschützten Intimsphäre wird der Neuwert der Produktion an Lohnmasse und Profit verteilt. Ist der Profitanteil gesichert, zerbrechen sich Politiker, Statistiker und Leitartikler den Kopf über die Umverteilung des Restbetrags: mittels Steuern und Sozialleistungen.

Die Verteilung ist kein Thema für den Wahlkampf. Auch wenn Lohnverhältnis und Warenwirtschaft der Menschen Leben bestimmen, als wären sie ihre Natur. Wahlen dürfen bloß über die Umverteilung entscheiden. ● Romain Hilgert



Das verfügbare Realeinkommen soll dieses Jahr um 1,5 Prozent

steigen, nächstes Jahr um 1,6 Prozent schrumpfen,

bis 2027 nahezu stagnieren

La Cinquième Circonscription

Bernard Thomas

Quel sera le poids électoral de la diaspora luxembourgeoise aux prochaines législatives



Yuriko Backes en août dernier au « Luxembourg Fest » dans le

Wisconsin ; Xavier Bettel avec les représentants

des néo-Luxembourgeois brésiliens, en novembre

dernier au ministère d'État



En 2006, le ministre de la Justice, Luc Frieden (CSV), glissa un singulier passage dans son projet de loi sur la nationalité. L'article 29 poussa la logique du droit du sang à l'absurde : Il permit aux descendants d'un « aïeul luxembourgeois » de recouvrer la nationalité, à condition d'identifier dans leur arbre généalogique un ancêtre en ligne directe (souvent éloigné de quatre, voire de cinq générations) qui avait détenu la nationalité luxembourgeoise en 1900. En octobre 2008, au moment du vote, aucun député ne critiqua cette disposition qui passa ainsi quasi inaperçue. Alors que le Grand-Duché continue à refuser le droit de vote à la moitié du pays réel, il l'accorda à une communauté de Luxembourgeois plus ou moins imaginaires. Ces derniers avaient dix ans pour introduire leur demande. (Pour cause de pandémie, le délai finira par être repoussé à décembre 2022, afin de leur permettre de boucler la procédure en se présentant devant l'officier d'état civil.) Le gouvernement libéral qualifiera en 2021 la clause du recouvrement comme « dérogatoire et temporaire au droit commun ». Elle a connu une croissance exponentielle, le nombre de dossiers passant de 22 en 2019 à 4 273 en 2022. Au final, le nombre de « néo-Luxembourgeois » pourrait dépasser les 47 000. Rien qu'au Brésil, il y a désormais quelque 15 500 électeurs potentiels, soit plus que la population de Hesperange. Un énorme réservoir de voix qui reste très peu mobilisé et qui attise les convoitises.

Début février, les fractions parlementaires ont reçu un mail rédigé dans un français imparfait et signé par l'Association des citoyens luxembourgeois du Brésil (ACLux) : « L'ACLux vient vous formaliser l'invitation à participer de notre événement qui a comme objectif renforcer les liens et à dialoguer avec la communauté locale de néo-luxembourgeois à ce que concerne le processus électoral au Grand-Duché ». Les partis sont invités à se rendre à Florianópolis, capitale de l'État de Santa Catarina, pour y rencontrer leurs électeurs potentiels. Pour le grand meeting, fixé au samedi, 1^{er} avril, l'ACLux et le gouvernement local ont réservé le Teatro Governador qui compte 750 places. Chaque parti présent devrait avoir une heure à sa disposition pour présenter son programme. (Ce qui pourrait expliquer que l'événement débute à 8h30 du matin.) Jusqu'ici, seuls les Pirates et Déi Lénk ont accepté l'invitation. Les autres partis hésitent et se regardent en chiens de faïence. Si un des grands partis se décide à faire le voyage transatlantique, les autres suivront. Contactés par le *Land*, le CSV, le LSAP, le DP, les Verts et l'ADR

Les néo-Luxembourgeois du Brésil ont invité tous les partis politiques à un grand meeting électoral qui se tiendra dans un mois à Florianópolis dans l'État de Santa Catarina. Les Pirates et Déi Lénk ont confirmé leur venue, les autres restent indécis

disent ne pas encore avoir pris de décision ; ils seraient encore en train d'en discuter en interne. Tous expliquent que les frais de voyage ne seront pas assurés par la Chambre, mais par les partis politiques ; sauf Déi Lénk, qui estime que les coûts seront pris en charge par l'État de Santa Catarina.

Des expatriés de Vienne ou Paris aux « frontaliers atypiques » de Nittel ou Villerupt, en passant par les néo-Luxembourgeois de Santa Catarina et du Wisconsin, les Luxembourgeois de l'étranger constituent une catégorie extrêmement hétéroclite. Le Registre national des personnes physiques dénombre 31 500 Luxembourgeois en France, 26 500 en Belgique, 20 000 au Brésil, 19 600 en Allemagne et 12 300 aux États-Unis. Sur la dernière décennie, le facteur de multiplication a été de deux pour la Belgique, de cinq pour la France et de dix pour le Brésil et les États-Unis. Mais les chiffres de ce registre sont notoirement peu fiables. Les estimations du Statec s'avèrent ainsi nettement plus prudentes. Le ministère d'État rappelle, quant à lui, qu'il n'est « pas possible de connaître exactement le nombre de Luxembourgeois vivant à l'étranger », puisque les changements de domicile à l'étranger ne doivent pas obligatoirement être déclarés au Grand-Duché ; pas plus que les naissances et les décès.

« There are more eligible voters in Brazil and in the US than there are in Luxembourg City », s'enthousiasme de son côté Daniel Atz, le fondateur de Luxcitizenship. « There is no precedent for it on the planet. There could be effects... » L'Américain avait recouvré la nationalité luxembourgeoise en 2014 et fut l'un des premiers à

identifier un modèle d'affaires dans le « recouvrement 1900 ». Il quitta son job à la Chambre de commerce belgo-américaine pour offrir des services administratifs et généalogiques aux candidats américains, brésiliens et argentins. Les néo-Luxembourgeois ne sont pas inscrits d'office. La démarche ne serait « pas si compliquée », dit Atz, même si la logistique postale aurait posé problème lors du dernier scrutin. La loi électorale ne prévoit pas la possibilité de voter aux ambassades. Les Luxembourgeois non-résidents doivent donc passer par le vote par correspondance, en s'inscrivant dans la commune de « leur dernier domicile », à défaut la commune de naissance, à défaut la Ville de Luxembourg. « Les « néo-Luxembourgeois » votent donc d'office dans la circonscription Centre. Leurs bulletins atterrissent au Cercle Municipal, le bureau qui centralise les votes par correspondance dans la capitale. En 2018, le rush n'avait pas eu lieu. Au total, 5 489 bulletins de vote par correspondance avaient été envoyés depuis l'étranger, dont seulement 1 078 étaient adressés à la Ville de Luxembourg. Les néo-Luxembourgeois participant au scrutin se comptaient donc finalement par centaines plutôt que par milliers.

Le député Sven Clement (Pirates) a déjà commencé à défricher le terrain. En mai dernier, il a visité les néo-Luxembourgeois brésiliens, faisant la tournée des mairies de Santa Catarina. Une forme d'opportunisme politique pour développer une niche personnelle ? Clement botte en touche : « Quand j'y suis, je ne vais pas dire aux gens de ne pas voter pour moi ». Ce voyage transatlantique lui aurait permis de nouer « beaucoup de contacts » et de « connaître beaucoup de monde », estime Roberta Züge, une des responsables de l'ACLux, qui s'est installée au Luxembourg en 2020. Le meeting du 1^{er} avril, dit-elle, devrait donner à d'autres politiciens l'occasion de se faire connaître. L'État de Santa Catarina, qui concentre une large partie des nouveaux Luxembourgeois, n'est pas exactement une région progressiste : 69,3 pour cent des habitants ont voté Bolsonaro aux dernières élections. Roberta Züge ne pense pas qu'on puisse en tirer des prévisions relatives aux législatives luxembourgeoises : « Les gens ne vont pas voter pour un parti politique, mais pour des personnes ». Et d'ajouter : « Cela dépendra donc de qui parlera devant les gens là-bas ». Joint au Brésil, où il tourne actuellement un documentaire sur les néo-Luxembourgeois, Daniel Atz partage cette analyse : « What everyone has told me so far in Brazil is that they will be voting for those they meet and have in front of them ». En 2017, le publiciste Pierre Lorang s'interrogeait déjà dans *For-*

um sur ce que le paysage politique luxembourgeois pouvait bien inspirer aux néo-Luxembourgeois du *Midwest* américain : « Que signifie 'christian-social people's party' pour un Américain ? Qu'associe-t-il avec 'socialist workers' party' ? ».

Züge considère que, cette fois-ci, un nombre relativement élevé de Brésiliens montreraient de l'intérêt à participer aux législatives, surtout parmi ceux qui ont des projets de s'installer au Grand-Duché. Sven Clement estime que l'intérêt des néo-Luxembourgeois pour les législatives serait comparable à celui des résidents étrangers pour les communales. Il évoque la possibilité de créer une « chambre consultative pour leur donner une voix dans les affaires qui les concernent ». Selon Züge, les sujets qui intéresseraient les descendants au Brésil seraient très pratiques : reconnaissance des diplômes, marché de l'emploi, accès aux cours de langues. L'ACLux affiche parmi ses objectifs « la diffusion des valeurs éthiques, politiques et culturelles qui régissent la société luxembourgeoise ». Elle promeut la maîtrise des « langues officielles », distribue du matériel didactique sur les institutions et la société et organise des « cours de gastronomie luxembourgeoise ». Mais l'association compte également peser politiquement. Elle entend ainsi « permettre l'enregistrement et la participation effective des Luxembourgeois résidant au Brésil aux processus électoraux de Luxembourg et de l'Union européenne ».

En août dernier, la ministre des Finances libérale s'était rendue au « Luxembourg Fest », organisée annuellement à Belgium, un patelin dans le Wisconsin. (À la dernière présidentielle, Donald Trump a engrangé 70 pour cent à Belgium Village.) Elle profita de l'occasion pour alimenter ses comptes de réseaux sociaux : « Fantastic to witness Luxembourg pride & heritage in this community ». Sous l'influence du directeur des Sites et Monuments, Georges Calteux, le ministère de la Culture y avait généreusement cofinancé le « Leaves and Roots Museum », implanté au milieu d'un projet de développement résidentiel baptisé « New Luxembourg ». Yuriko Backes y tomba sur le cardinal Hollerich, une floppée de diplomates... et Sven Clement qui paraissait à travers les rues avec son écharpe de parlementaire. La ministre et le député s'étaient rendus aux festivités folkloriques à titre privé, y faisant une escale durant un voyage en famille.

Les Pirates sont les seuls à avoir systématiquement intégré les néo-Luxembourgeois dans leur stratégie électorale. « De l'autre côté de l'Atlantique, au sud du Brésil, le nom de Sven Clement est désormais bien connu », jubilaient le *Quotidien* en juin 2021. Trois mois plus tôt, le député avait déposé sa première proposition de loi. Celle-ci visa à prolonger jusqu'en 2030 la disposition du recouvrement. Dans son exposé des motifs, Clement se réfère à l'« esprit cosmopolite et interculturel », mais par moments, l'argumentaire prend des accents *völkisch*, comme lorsqu'il évoque « le lien qui unit [les néo-Luxembourgeois] avec la terre de leurs ancêtres, leur terre ». Les lointains descendants seraient des « héritaires de la culture luxembourgeoise » et pourraient propager dans le monde entier « les valeurs et traditions luxembourgeoises ».

En décembre 2021, la proposition de loi de Sven Clement finit par être rejetée à 54 voix. Gilles Roth estima que « cela suffit maintenant avec cette phase transitoire du recouvrement ». Carole Hartmann (DP) rappela que la voie vers la nationalité devait rester la naturalisation. Charles Margue (Déi Gréng) trouva que la situation « commence à être un peu exotique ». Nathalie Oberweis (Déi Lénk) fustigea une règle « anachronique » et plaida pour le principe du droit du sol. Seule l'ADR suivit la logique des Pirates, y voyant une application conséquente du « ius sanguinis », pour aussitôt mettre en garde contre d'éventuels « abus ». Les populistes de droite finirent par voter la proposition des populistes pirates. La ministre de la Justice, Sam Tanson (Déi Gréng), ne cacha pas son exaspération : « Je reste d'avis que nous ferions mieux de nous préoccuper de l'intégration et de la naturalisation de ceux qui habitent effectivement le pays et qui s'y engagent dans la société. »

L'invitation pour Florianópolis soulève une question de principe : Faut-il saluer le fait que

des dizaines de milliers de personnes qui n'ont jamais vécu au Grand-Duché puissent en élire les représentants ? Les réponses des partis restent convenues. Le CSV et le LSAP voient dans le recouvrement « un succès » et rappellent que tous les Luxembourgeois ont « les mêmes droits et devoirs ». Déi Gréng explique ne pas avoir été « demandeur de cette mesure », tandis que Déi Lénk réitère son opposition au principe du droit du sang et à la « logique de l'hérédité ». Or, la situation étant ce qu'elle est, l'État devrait « assumer ses responsabilités » vis-à-vis de ces nouveaux citoyens, écrit Déi Lénk, tandis que Déi Gréng rappelle que les néo-Luxembourgeois sont des « Staatsbürger*inner, wéi aner och ». La réponse de l'ADR est la plus expéditive. Elle tient en quatre mots : « Mir sti positiv dozou ». La question met pourtant le parti face à ses contradictions. Car tout en affichant son purisme linguistique, l'ADR plaide pour une procédure de recouvrement qui ne tient nullement compte de la maîtrise du luxembourgeois.

Le recouvrement pourrait rendre visibles les grands oubliés de la politique luxembourgeoise, à savoir les frontaliers. De nombreux Lorrains et Wallons se sont découverts un aïeul au Luxembourg et ont recouvré la nationalité. Tous les cinq ans, les partis politiques font semblant de s'intéresser à cet électorat. Dès 2013, le DP, le CSV et Déi Gréng avaient joué une brève partie de campagne dans la province du Luxembourg. En amont des législatives, la plupart des têtes de listes faisaient un passage à Arlon. Lors d'une conférence, Luc Frieden expliqua ainsi à la presse belge ses mérites dans le développement de la place financière. « La plupart sont concernés par les mêmes problèmes, car ils sont travailleurs frontaliers. (...) Nous avons été questionnés sur les problèmes de mobilité », relatera plus tard le politicien CSV Maurice Bauer face au *Quotidien*. On y apprenait également que Camille Gira et Christianne Wickler prévoyaient de distribuer des dépliants à la gare d'Arlon (dès 7 heures du matin), tandis que Henri Kox préparait une réunion outre-Moselle. Quant à Xavier Bettel, il organisa une soirée électorale à Arlon, la ville natale de son futur mari, devant une cinquantaine de personnes. Quelques mois plus tôt, lors d'un débat de consultation à la Chambre, Bettel avait évoqué l'intérêt suscité en Belgique par le « recouvrement 1900 » : « A ganz vill an der Belsch, wéi déi Kris war an der Regierung, hu mer gesot : 'Mir wësse jo net, wéi et weidergeet, dofir froe mer emol e Lëtzebuerger Pass' ».

Pour les partis de gouvernement, la question des frontaliers luxembourgeois, également dits « atypiques », possède, elle, une charge symbolique autrement plus violente. Il n'existe pas de statistiques fiables sur leur nombre. Le Statec a une vue sur les personnes qui quittent le territoire, mais pas sur leurs nouveaux lieux de résidence. Le Liser avait publié une étude basée sur des données de 2007, mais celle-ci n'a pas été actualisée depuis douze ans. Restent les chiffres de l'IGSS, selon lesquels il y aurait 13 500 Luxembourgeois résidant à l'étranger tout en continuant à travailler au Luxembourg. Mais en y incluant les personnes facticement enregistrées au Luxembourg (notamment pour que leurs enfants puissent continuer à y fréquenter l'école) ainsi que les retraités, ce chiffre devrait aisément dépasser la barre des 20 000.

Dans un article publié en septembre 2020 dans *Forum*, l'ancien conseiller aux Affaires étrangères, Victor Weitzel, avait proposé de créer des consulats professionnels dans les capitales régionales Mainz, Sarrebruck, Namur et Metz. Une telle présence diplomatique devrait être assurée par des « Topbeamt », chargés notamment de s'occuper des ressortissants luxembourgeois. La ministre de la Grande Région, Corinne Cahen (DP), n'en voyait pas l'utilité ; les consuls honoraires suffiraient, dit-elle en janvier 2021 au *Land*. Dès 2008, Ben Fayot avait plaidé pour un renforcement de la représentation politique des Luxembourgeois partis tout près. Le député socialiste réfléchissait à la possibilité d'installer « trois ou quatre bureaux de vote dans les régions périphériques étrangères » et citait l'exemple des sénateurs et députés pour les Français vivant à l'étranger. Cela reste très peu thématisé, mais s'installer de l'autre côté de la frontière nuit gravement aux droits politiques. Le droit de vote passif étant lié à la résidence, les frontaliers luxembourgeois ne peuvent pas se porter candidat aux législatives. ●

Zum Wohl des Ganzen

Luc Laboulle

Was will die Regierung mit der Tripartite heute erreichen? Entweder sie will sich aus der Verantwortung stehlen, oder sie möchte eine Diskussion über den Index provozieren. Beides wäre unklug

Cringe „Ein provokativer Zeitgenosse könnte anmerken, dass es bei den kommenden Wahlen anscheinend darum geht, wer unter dem OGB-L Regierung spielen kann“, analysiert Christian Reuter, stellvertretender Generalsekretär der Handwerkerföderation, in seinem Leitartikel in der Februar-Nummer der Verbandszeitschrift *D'Handwäerk* die rezenten politischen Entwicklungen. Mit „provokativer Zeitgenosse“ meint er vielleicht seinen Generalsekretär Romain Schmit, der das letzte Wochenende damit verbrachte, an seinem Rechner Memes von OGBL-Plakaten zu basteln, um die Gewerkschaftskampagne mit „geistreichen“ Slogans wie „Mir sen deck Nulle-kackerten“ oder „Mir maachen d'Wirtschaft futti“ auf *Twitter* zu diskreditieren. Seine Freunde, UEL-Präsident Michel Reckinger und Jean-Jacques Rommes, Vize-Präsident des Wirtschafts- und Sozialrats, würdigten zwei der drei peinlichen Tweets wohlwollend mit einem Like. Im neokorporatistischen Luxemburg werden Sozialkonflikte nicht physisch auf der Straße, sondern verbal in den Medien und seit einigen Jahren zusehends in den sozialen Netzwerken ausgetragen.

Vor Tripartite-Sitzungen sind Balz- und Machtkämpfe nicht ungewöhnlich. Schließlich wollen die Sozialpartner sich im Vorfeld positionieren, um die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Wenn am heutigen Freitag Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände sich mit der Regierung auf dem Gelände von Schloss Senningen treffen, wird jedoch soviel gar nicht auf dem Spiel stehen. Eigentlich geht es lediglich um die Modalitäten und die Dauer der im letzten Tripartite-Abkommen beschlossenen staatlichen Kompensation der vom Stateg für den Herbst prognostizierten Indextranche. Sowie um eine eventuelle Verlängerung der Energiepreisbremse über den 31. Dezember hinaus und die staatlichen Beihilfen für Betriebe, für die die EU-Genehmigung ebenfalls Ende des Jahres ausläuft. Ob es dafür eine Tripartite gebraucht hätte?

Dieselbe Frage stellt sich für die Anpassung der Steuertabelle an die Inflation, die OGBL, LCGB und CGFP vor zwei Wochen geschlossen forderten. Das Patronat hat wenig Interesse daran, die Anpassung zu verhindern. Die Regierung muss darüber entscheiden, ob sie das möchte, und wenn ja, wie sie es umsetzen will. DP-Finanzministerin Yuriko Backes hatte die von den Gewerkschaften gewünschte rückwirkende Anpassung der Steuertabelle für die letzten acht Indextranchen eigentlich schon ausgeschlossen. In ihrer Haushaltsrede Mitte Oktober meinte sie, massive Steuererleichterungen kämen einem „finanzpolitischen Harakiri“ gleich; noch vor zwei Wochen sagte sie im *RTL Radio*, eine Anpassung der Steuertabelle sei zurzeit unverantwortlich und sprach sich stattdessen für gezielte Steuerkredite aus. Die seien – im Gegensatz zu „strukturellen“ Maßnahmen – nämlich zu finanzieren mit den 546 Millionen Euro an Mehreinnahmen, die der Staat aus der Lohnsteuer bezieht und die wegen der kalten Progression höher als erwartet ausfielen. Würde die Steuertabelle an die Inflation angepasst, wäre der „Sputt“ künftig wesentlich geringer. Deshalb gab es in der Regierung eine Übereinkunft darüber, in unsicheren Zeiten wie diesen keine strukturelle Reform durchzuführen, sondern zeitlich begrenzte Steuerkredite zu beschließen, die den Staatshaushalt nicht dauerhaft belasten. Die neuesten Konjunkturprognosen des Stateg sagen zwar ein Wirtschaftswachstum von 2,2 (2023) und 3,2 Prozent (2024) voraus, doch die geopolitische und wirtschaftliche Lage bleibt weiter angespannt.

Wahlkampfgetöse Umso überraschter waren die Koalitionspartner, als die Finanzministerin am Montag in einem Interview mit *Le Quotidien* verkündete, sie habe sich aus Prinzip nie gegen eine komplette Anpassung der Steuertabelle ausgesprochen und sei offen, über alles zu reden. Der frühere Vizepremierminister Dan Kersch (LSAP) nutzte diese Gelegenheit gleich für sich aus: Im *RTL Radio* zeigte er sich am Montag davon überzeugt, „dass een d'DP nach ëmgestëmmt kritt, fir mat op de Wee vun enger struktureller Entlaaschtung ze goen“. Von ihren Partei- und Ministerkolleg/innen wurde Backes daraufhin zurückgepfiffen, was dazu führte, dass sie an den Bipartite-Gesprächen am Dienstag nur schmolend teilnahm.

Kersch's Parteipräsidentin und Fraktionskollegin Francine Closser hatte schon vergangene Woche im *Radio 100,7* erzählt, die LSAP wolle sich in der Diskussion um Steuererleichterungen nicht mit zeitlich begrenzten Steuerkrediten zufrieden geben. Da Vizepremierministerin Paulette Lenert und Wirtschaftsminister Franz Fayot innerhalb der Regierung jedoch gegenteilige Positionen vertreten und bei den Gesprächen am Dienstag so taten, als seien sie von der Forderung der Gewerkschaften völlig überrascht, müssen Aussagen wie die von Kersch und Closser als Wahlkampfgetöse abgetan werden.

Es liegt vor allem an den bevorstehenden Wahlen, dass die Tripartite von heute überhaupt zustande kommt – und das nicht nur, weil das aktuelle Abkommen am 31. Dezember ausläuft. Einerseits bietet die Tripartite dem Premierminister und den beiden anderen „designierten“ Spitzenkandidatinnen Paulette Lenert (LSAP) und Sam Tanson (Grüne) die Gelegenheit, sich medienwirksam als Krisenmanager/innen zu inszenieren (Tanson durfte bei der Bipartite am Dienstag in Abwesenheit von Vizepremierminister François Bausch an der Seite von Xavier Bettel sitzen).

Die Arbeitgeber scheinen zu ihrem historischen Alliierten DP immer mehr auf Distanz zu gehen und sich der CSV anzunähern, für die mit dem früheren Handelskammer-Präsidenten Luc Frieden nun einer von ihnen als Spitzenkandidat antritt

Andererseits sind die Koalitionspartner nur noch mit sich selbst beschäftigt und derart gespalten, dass sie es kaum noch schaffen, gemeinsame politische Entscheidungen zu treffen.

Im Regierungsrat am Mittwoch konnten sie sich nicht einmal darauf einigen, ob sie überhaupt mit den Gewerkschaften über die Anpassung der Steuertabelle an die Inflation verhandeln wollen, geschweige denn auf welcher Grundlage. Heute Morgen, unmittelbar vor Beginn der Tripartite, wollen die Minister/innen sich erneut treffen. Von den Fraktionsvorsitzenden der drei Mehrheitsparteien äußerte sich am Mittwoch lediglich Josée Lorsché (Grüne) auf *Land*-Anfrage zu den Verhandlungen. Die beiden anderen wollten sich offensichtlich nicht die Finger verbrennen: Gilles Baum (DP), immerhin Vorsitzender des parlamentarischen Sonderausschusses Tripartite, lehnte ein Gespräch ab, da er nicht wisse, was er sagen solle, weil er bei den Gesprächen ja nicht dabei sei; LSAP-Fraktionspräsident Yves Cruchten weilte diese Woche in Armenien und bekam „nicht viel mit“.

Verantwortung Die Regierung möchte am Freitag die politische Verantwortung an die Sozialpartner abgeben. Die haben offiziell kaum Forderungen. Damit, dass der Energiepreisdeckel verlängert wird, sind sowohl Arbeitgeber als auch Gewerkschaften einverstanden. Ob um zwei Monate oder vier, ist ihnen im Prinzip egal. Die UEL fordert, dass die Durchführung und Dauer der bereits im September vereinbarten staat-

lichen Kompensation der „dritten“ Indextranche vom Herbst 2023 geklärt wird. Eigentlich sollte die Regierung diese Frage in einer Bipartite mit den Arbeitgebern beantworten, genau wie sie mit den Gewerkschaften in einer Zweierunde über Bedingungen und Umfang einer möglichen Anpassung der Steuertabelle an die Inflation verhandeln müsste. Es sei denn, die Regierung möchte alle Verhandlungspartner an einen Tisch bekommen, um als Gegenleistung für die strukturelle Reform der Steuertabelle die dritte Indextranche zu opfern oder zu verschieben. In diesem Fall würde sie die Unterstützung der Patronatsverbände benötigen. Weil es politisch unklug wäre, zu diesem Zeitpunkt schon eine Grundsatzdebatte über den Index zu entfachen, ist dieses Szenario aber unwahrscheinlich.

Zum politischen Showdown wird es wegen der Kammerwahlen im Oktober und der Sozialwahlen Anfang 2024 noch früh genug kommen. „La question de l'indexation des barèmes fiscaux n'est en fait qu'un sujet périphérique. Le sujet central, celui que notre sens des responsabilités devrait nous conduire à poser dans le débat public en cette période de forte inflation, c'est bien l'indexation automatique et intégrale des salaires“, schreibt der Direktor der Handelskammer, Carlo Thelen, diese Woche in seinem Blog. Weil der Index die Lohnunterschiede verstärkte, hatte die Handelskammer in ihrem vor drei Wochen veröffentlichten Forderungskatalog für die Kammerwahlen vorgeschlagen, nur noch eine Tranche jährlich und den Index bis zum vierfachen Medianeinkommen voll und ab diesem Betrag degressiv auszubehalten. Helfen würde das vor allem dem Banken- und Finanzplatz, wo hohe Gehälter gezahlt werden, nicht aber den kleinen Handwerks- und Einzelhandelsbetrieben, die laut Romain Schmit über 95 Prozent aller Betriebe in Luxemburg ausmachen. Schmit legitimierte diesen Widerspruch am Dienstag im *Radio 100,7* mit dem Argument, dass die kleinen Handwerker sich mit den großen Unternehmen aus der Finanz- und Fondsindustrie solidarisch zeigten, weil sie es seien, die dafür sorgten, dass „d'Musék heiheim iwwerhaupt nach spillt“. Trotzdem revidierte die Handelskammer in dieser Woche ihren Deckelungsvorschlag und Thelen forderte, den Index nur noch bis zum anderthalbfachen Medianeinkommen voll, bis zum vierfachen über einen Pauschalbetrag und bis zum fünffachen degressiv auszuzahlen, wie *RTL* ausführlich berichtete.

Die Arbeitnehmerkammer CSL verschickte vor einer Woche eine Newsletter, in der sie Thelens Behauptung widerlegt. Dass die hohen Löhne in den vergangenen zehn Jahren wesentlich schneller gestiegen sind als die niedrigen, liege nicht am Index, sondern daran, dass Angestellte mit höheren Einkommen mehr individuelle Verhandlungsmacht gegenüber ihrem Arbeitgeber hätten als Beschäftigte mit niedrigen Löhnen, schreibt die CSL. Höhere Einkommen in Niedriglohnssektoren seien daher nur über Tarifverträge zu erreichen. Der Index sei nicht die Ursache für den Anstieg der Lohnunterschiede.

Der LCGB, zweitstärkste Kraft in der Arbeitnehmerkammer, scheint eher die Position der Handelskammer zu teilen. Wie die belgische Tageszeitung *L'Avenir* berichtet, sagte LCGB-Präsident Patrick Dury bei der Generalversammlung der Commission des frontaliers belges LCGB-CSC Ende Januar in Arlon: „L'indexation des salaires profite un peu aux bas et moyens salaires et beaucoup aux plus riches. Il va falloir prendre en compte et changer ces inégalités qui ne font que croître.“ Schließlich teilte Dury noch gegen die CGFP aus, die mit dem Gehälterabkommen ihr Wahlgeschenk bereits an Weihnachten erhalten habe. Sowohl OGBL als auch LCGB sind schon seit Wochen fleißig auf der Suche nach Kandidat/innen für die Sozialwahlen. Der OGBL hat nach den Karnevalsferien eine große öffentliche Kampagne lanciert, in der die Gewerkschaft sich als alleinige Verteidigerin des Indexmechanismus inszeniert. Sie basiert auf der Verweigerungshaltung des OGBL, als einzige der drei national repräsentativen Gewerkschaften das Tripartite-Abkommen vom März 2022 zu unterzeichnen, weil es die Verschiebung einer Indextranche beinhaltet. Einer Modulierung des Index oder der erneuten Verzögerung einer Tranche könnte der OGBL demnach unmöglich zustimmen.

CSV-Staat Auch die politischen Parteien werden sich in ihren Wahlprogrammen zum Index positionieren müssen. Manche Spitzenkandidat/innen haben das in den vergangenen Monaten bereits getan. Der Premierminister meinte im Neujahrstinterview mit *RTL Télé*, eine breite Diskussion über den Index zu führen, dürfe kein Tabu sein. Genau wie Paulette Lenert, die schon bei der letzten Tripartite das schlechte Gewissen plagte, nicht etwa weil sie fast das Siebenfache des Medianeinkommens verdient, sondern weil 2,5 Prozent von 24 000 mehr ergeben als 2,5 Prozent von 3 600. Die Grünen haben aus ihrer Sympathie für eine Deckelung noch nie einen Hehl gemacht.

Vielleicht ist die Diskussion über den Index aus wahltaktischen Gründen tatsächlich notwendig. Für die DP bestimmt und vielleicht auch für die zunehmend im Mittelstand um neue Wähler/innen buhlenden Sozialisten. Denn die Arbeitgeber scheinen zu ihrem historischen Alliierten DP immer mehr auf Distanz zu gehen und sich der CSV anzunähern, für die mit dem früheren Handelskammer-Präsidenten Luc Frieden nun einer von ihnen als Spitzenkandidat antritt. UEL-Präsident Michel Reckinger hatte schon während der letzten Tripartite im September in einem *Paperjam*-Interview vom patriarchalen Führungsstil der „Visionäre“ Pierre Werner und Jacques Santer geschwärmt. Und auch Christian Reuter von der Handwerkerföderation trauert inzwischen dem CSV-Staat nach: „Über die Juncker-Jahre gäbe es auch viel zu sagen, aber damals gelang es den Regierungen, sich die politische Lufthoheit zu sichern und die eine oder andere unpopuläre Entscheidung zu treffen, wenn es zum Wohl des Ganzen war“, schreibt er in seinem Leitartikel. „Damals“ war es vor allem Luc Frieden, der die unpopulären Entscheidungen traf. ●

Die Regierungsbank am Dienstag vor der Bipartite mit OGBL, LCGB und CGFP



« Ça serait bien de revenir à la Guerre froide »

Interview : Pierre Sorlut

Pour l'analyste en géopolitique François Heisbourg, la guerre en Ukraine pousse le Luxembourg à choisir son camp commercial, les États-Unis plutôt que la Chine. Le spatial est un enjeu majeur

La voix du géopolitologue franco-luxembourgeois, François Heisbourg, compte parmi les plus écoutées dans les médias français au sujet de la guerre d'Ukraine. Ses écrits sur les relations internationales sont parmi les plus lus. A paru la semaine passée *Les Leçons d'une guerre*, son treizième ouvrage chez Odile Jacob, le 21^e en tout. François Heisbourg, né en 1949 à Londres, a grandi au Grand-Duché jusqu'à neuf ans, âge auquel il a suivi son père, Georges, nommé ambassadeur du Luxembourg à Washington... où il a vécu la crise des missiles. Le paternel diplomate a notamment poursuivi sa carrière à Paris et à Moscou. François Heisbourg a, lui, officié pour le ministère des Affaires étrangères français, a conseillé le ministre de la Défense durant les premières années de mandat de François Mitterrand, œuvré pour l'armement chez Thomson-International et finalement dirigé le Think tank International Institute for Strategic Studies (IISS). Nous le rencontrons mercredi dans l'appartement familial dans la capitale, au milieu des ambassades. François Heisbourg reviendra en mai aux Journées de l'économie pour discourir de la façon par laquelle la géopolitique affecte les perspectives économiques du Luxembourg. Un avant-goût.

d'Land : *Monsieur Heisbourg, dans votre ouvrage Les Leçons d'une guerre, celle menée par la Russie en Ukraine, vous parlez de « monde comme terrain de lutte ». On sent effectivement que le conflit, aux conséquences tragiques sur le terrain, nous concerne tous les jours un peu plus. Le Luxembourg a par exemple annoncé cette semaine envoyer une vingtaine de militaires nationaux en Roumanie, le long de la frontière ukrainienne, le plus gros contingent luxembourgeois à l'étranger. Qu'a enseigné cette année de guerre sur l'Europe de la défense, sur l'autonomie stratégique européenne?*

François Heisbourg : Sans le leadership américain, l'Europe n'aurait pas été, militairement et politiquement, en mesure de répondre efficacement à l'invasion de l'Ukraine. Dans le domaine militaire, les États-Unis ont apporté plus de cinquante pour cent des armes à l'Ukraine. Ils dictent le rythme des fournitures d'armement. Quand Josep Borrell (Monsieur Sécurité et Diplomatie de l'UE, ndlr) dit en avril que l'UE va livrer des MiG 29 à l'Ukraine, les Polonais sont prêts à les fournir. L'Ukraine est ravie. Mais les Américains s'y opposent. D'un point de vue financier, les États-Unis ont fourni à peu près le même montant que l'UE, mais sous forme de dons, alors que les États-membres ont prêté. Lorsque la phase de reconstruction démarrera, cela va compromettre la situation de l'Ukraine sur les marchés financiers. On marche sur la tête. Nous pouvons nous satisfaire d'être restés solidaires de l'Ukraine. Mais ces compliments ne permettent pas de dire que l'UE a acquis une autonomie stratégique.

Vous écrivez que l'UE s'était habituée à la paix et qu'elle n'était plus équipée pour la guerre. C'est la cas du Luxembourg, votre « deuxième patrie » qui a, apprend-on via le New York Times, mandaté deux fonctionnaires pour acheter des armes.

Le Luxembourg n'est évidemment pas un géant militaire et ne le sera jamais. Le Luxembourg ne peut pratiquement rien fournir de notable en direct, ni en matériel, ni en êtres humains. Mais le Luxembourg jouit d'une connectivité exceptionnelle. Ce sont ces connexions-là qui font que le pays parvient à prospérer. Les Luxembourgeois s'en sont servi pour trouver des armements pour l'Ukraine. 6 000 missiles Grad (ancien armement soviétique adapté au matériel utilisé par l'armée ukrainienne, ndlr) qui venaient du Pakistan. C'est beaucoup. Quand j'ai lu les montants, je me suis dit « p**** les mecs, ils assurent ». Ça m'a rappelé le film *The mouse that roared* (réalisé en 1959) où des types d'un Duché européen débarquent à New York pour déclarer la guerre aux États-Unis et, parce que les habitants sont aux abris à cause d'une alerte aérienne, les assaillants se retrouvent en possession d'une arme nucléaire. J'ai trouvé l'initiative intelligente. L'Ukraine en a besoin. Le nombre est significatif. Puis cela interpelle sur un autre élément.

Lequel ?

En ce moment, beaucoup de gens glosent sur le fait que l'occident n'a pas toujours derrière lui le Sud collectif (ou *global south*). Sur les cartes qui circulent l'on voit que les principaux pourvoyeurs d'armes à l'Ukraine sont des pays occidentaux, puis il y a le Pakistan, puis le Maroc... donc, à travers cet article du *New York Times*, il y a aussi cette incantation : quand on essaie, et les Luxembourgeois ont eu l'intelligence d'essayer, de s'adresser aux pays du Sud, on a des bonnes surprises. Et puis dans ma discussion avec le président Zelensky lors de ma visite à Kyiv en septembre dernier, l'on s'était justement penchés sur la question de savoir où trouver des munitions d'origine soviétique dans les pays du sud. À ma surprise, le président ukrainien était très bien informé de la situation pays par pays. Il avait intégré. Le sujet est donc important pour lui. Les Luxembourgeois ont donc visé juste. Mais je ne leur ferai pas que des compliments.

Quels reproches formuleriez-vous ?

Comme d'autres, j'ai noté des allégations suffisamment graves pour qu'elles méritent des éclaircissements : une société spatiale basée



François Heisbourg en son appartement de Luxembourg-Ville, mercredi après-midi

« Bâtir les ponts... il faut que tout le monde soit d'accord pour ne pas vous rouler dessus quand vous posez les rails »

au Luxembourg (Spacety, ndlr), partie d'un groupe chinois, aurait fourni de l'imagerie satellitaire au groupe Wagner à des fins de ciblage de ses armements. L'espace est un domaine important dans la paix comme dans la guerre. Le Luxembourg doit bénéficier du même degré de connaissance et de régulation dans le domaine spatial que dans le domaine financier où l'expertise s'est développée parallèlement à la disparition du secret bancaire.

Que proposez-vous ?

Je l'avais déjà dit voilà quelques années lorsque j'ai été interrogé par les députés de la Commission d'enquête de la Chambre au sujet du

Srel : le Luxembourg a besoin d'un service de renseignement. Pas pour imiter la CIA ou le FSB, mais pour savoir ce qu'il se passe chez lui, pour former sa propre opinion de ce que font Pierre, Paul ou Jacques en matière de données satellitaires. Le cas chinois n'est pas du tout isolé. Il y a un vrai écosystème spatial au Luxembourg.

Les États-Unis restent un partenaire privilégié, notamment à travers la surveillance depuis l'espace. Les deux États s'allient via la société SES (voir page 10). Que vous inspire cette cohabitation entre des entreprises privées qu'on ne connaît pas vraiment avec des entreprises aux capitaux publics sur lesquelles on a la main ?

Nous sommes entrés dans la démocratisation de l'espace. Jusqu'à présent, cette activité était un monopole des États souverains. C'est formidable de nouer ces partenariats. Nous sommes petits. Nous savons que nous sommes vulnérables. Nous essayons de jouer avec un coup d'avance. Quand la sidérurgie a commencé à battre de l'aile, nous n'avons pas tardé à attirer les investissements étrangers, puis le secteur financier. Le fait que le Luxembourg ait su monter dans le train de l'espace, alors que ce n'était pas très réputé comme domaine d'investissement (dans les années 1980 avec SES, ndlr), est une prouesse et l'une des premières grandes manifestations de l'irruption du capitalisme dans l'espace, si l'on parle en des termes plus marxistes.

Vous avez en revanche critiqué le space mining initié par le Luxembourg ?

Oui, l'incursion dans l'appropriation des corps célestes, pour reprendre l'intitulé des Nations unies, je l'ai trouvée très imprudente. Prendre parti dans ce débat-là... je ne pense pas qu'il appartienne aux capitalistes de décider du régime de propriété des satellites de Jupiter ou des astéroïdes. Nous sommes dans un domaine régalien où les États doivent dicter le droit. Lorsque l'on est petit, on ne fait pas ça.

Pourquoi pas ?

On ne peut pas se battre contre les Américains, les Russes, les Chinois et ainsi de suite. Je ferme la parenthèse sur le *space mining* et reviens sur la capitalisation du spatial. Il faut investir dans les moyens de la connaissance de qui fait quoi, en utilisant le droit luxembourgeois dans un monde où la guerre d'Ukraine est en train de durcir les termes de la relation, non seulement avec la Russie, mais aussi avec la Chine. Dans l'affaire spatiale, comme dans le domaine financier, on ne peut pas continuer à jouer simultanément la carte américaine et la carte chinoise.

La Chine se place en possible médiateur entre la Russie et l'Ukraine. Au Luxembourg, elle est à nouveau courtisée. Trois des principaux ministres luxembourgeois se sont affichés à la réception du Nouvel An chinois. On se rapproche à nouveau ?

La Chine a le sentiment d'avoir été mise en porte-à-faux par les initiatives malencontreuses de son ami russe. Xi Jinping et Vladimir Poutine ont conclu le 4 février 2022 leur « amitié sans limite », un mot très fort. Mais les faits ont montré qu'il y avait quand même quelques limites. Les Chinois pensaient d'abord, comme beaucoup de monde, que les Russes n'allaient pas se planter majestueusement lorsque les opérations militaires ont commencé le 24 février. Elle a perçu le risque nucléaire. Les Chinois ont dit haut et fort, et en présence des responsables des pays occidentaux et de la région, que ce serait une très mauvaise idée que la Russie se livre à des actions inconsidérées dans le domaine nucléaire. Les États-Unis et l'Union européenne ont fait comprendre à la Chine dès le début du conflit que si elle allait à l'encontre des sanctions contre la Russie, il y avait un risque élevé que des sanctions secondaires ou ricochet, touchent les entreprises chinoises. Affectée économiquement et socialement, la Chine a reçu le message. Aucune entreprise chinoise significative n'a été prise la main dans le sac, à agir en violation des sanctions. Par exemple, il n'y a plus eu de nouveau contrat entre des sociétés russes et chinoises sur les routes de la soie. Le sait-on à Bettembourg ? La géopolitique est devenue un risque majeur de tout acteur économique ayant des prétentions au-delà de son marché national.

Quels rôles peuvent jouer les petits États dans cette repolarisation du monde ? Wandel durch Handel pour maintenir la Chine dans le jeu économique ?

Si l'Allemagne n'y arrive pas, le Luxembourg n'y arrivera pas. Le *Wandel durch Handel*, on a vu ce que cela a donné avec la Russie : 25 ans de politique d'une stupidité totale avec des conséquences calamiteuses.

Mais le fait que la Chine investisse des capitaux à l'étranger va l'inciter à rester parmi les pays incontournables. La Chine a six banques ici...

Les banques américaines ont effectivement été remplacées par les banques chinoises sur le boulevard Royal. Je ne sais pas comment va évoluer la répartition des bureaux entre les sociétés chinoises et américaines au Kirchberg puisque Huawei et Amazon logent dans le même immeuble. Ce type de « en même temp s » ne va pas durer. Le Luxembourg n'a pas intrinsèquement tort de commercer. Mais les deux superpuissances vont le forcer à choisir. Et comme le Luxembourg est en Europe, le choix est vite fait. Et il vaut mieux l'anticiper comme le Luxembourg l'avait fait pour le secret bancaire. Dans les domaines dont nous parlons, il ne faut pas attendre que la pression du monde occidental s'appesantisse à l'excès sur le Luxembourg.

Mais là, y'en a-t-il de la pression ?

Il y en aura de plus en plus. J'ignore si les Américains surveillent le secteur spatial luxembourgeois. Je serais surpris du contraire vu les allégations que l'on évoquait précédemment.

Ici, on se veut bâtisseur de pont. Par exemple, Xavier Bettel entre Vladimir Poutine et Volodymyr Zelensky au début du conflit. Et même déjà pendant la Guerre froide, Pierre Werner avait permis la création d'une banque russe au Grand-Duché.

Nous ne sommes pas en Guerre froide, mais en guerre chaude. La guerre d'Ukraine est la plus grosse guerre depuis 1945 en Europe. La polarisation est d'une autre nature que pendant la Guerre froide. Elle est vécue par les uns et les autres comme étant existentielle. Les enjeux sont perçus comme incroyablement élevés. Après la crise des fusées de Cuba, l'Union soviétique n'avait certes pas renoncé à son empire, mais elle était devenue une puissance de statu quo. Elle voulait préserver ses frontières en Europe. Bâtir des ponts avait un sens. C'est ce qu'ont essayé de faire De Gaulle et Pierre Werner ou ce qu'a fait Nixon avec les accords Salt sur les armements stratégiques. Cette épouvantable Guerre froide, c'est l'époque où l'on négociait des traités sur le contrôle des armements que Poutine a dénoncés les uns après les autres. Ce serait bien un retour à la Guerre froide. Pour bâtir les ponts, il faut que tout le monde soit d'accord pour ne pas vous rouler dessus quand vous posez les rails. ●

ISRAEL

„Ein vollständiges Apartheidregime“

Judith Poppe, Tel Aviv

Israels neue Regierung hat den Siedlungsbau im Westjordanland ungebremst vorangetrieben. Und damit eine Spirale der Gewalt ausgelöst

Die Bilder von den pogromartigen Ausschreitungen gingen um die Welt. Videos aus dem palästinensischen Dorf Huwara zeigen Rauchwolken über dem Dorf. Brennende Autos und Häuser, Dutzende Palästinenser/innen wurden verletzt, ganze Häuser brannten komplett ab. Ein Palästinenser wurde bei einem weiteren Siedlerangriff in der Nähe von Huwara erschossen. Eine Horde israelischer Siedler war am Sonntagabend in das Dorf eingedrungen, um Rache für einen Anschlag zu üben, bei dem ein Palästinenser in Huwara zwei israelische Brüder erschossen hatte. Die Ereignisse dürften ein Beispiel sein für das, was noch kommen mag. Denn das Westjordanland gerät zunehmend außer Kontrolle.

Die Studentin Latifeh, die ihren echten Namen nicht nennen will, konnte am Sonntagabend nach ihren Seminaren an der An Najah Universität in Nablus nicht mehr zurück in ihr nahegelegenes Heimatdorf Huwara fahren. Nablus war zu der Zeit vom israelischen Militär abgeriegelt. Sie verfolgte über Telefon die Ereignisse mit, während das Haus ihrer Familie von Siedlern angegriffen wurden. „Sie brennen ganze Häuser ab“, schrieb sie: „Alle haben so furchtbare Angst.“

Am Sonntagmittag tötete ein Palästinenser in Huwara zwei Israelis aus der nahegelegenen Siedlung Har Bracha, die im Auto die Hauptverkehrsstraße 60 entlang durch das Dorf fuhren. Der Attentäter soll ein T-Shirt mit den Insignien der militanten Gruppe „Höhle der Löwen“ getragen haben – eine Gruppe junger Militanter aus Nablus, die jenseits der etablierten palästinensischen Fraktionen Anschläge durchführen und damit unter vielen Palästinenser/innen große Beliebtheit gewonnen haben.

„Die palästinensische Wahrnehmung der militanten Gruppe Höhle der Löwen ist, dass sie das von ihnen wahrgenommene Kernproblem adressiert, das viele als israelischen ‚Siedlerkolonialismus‘ benennen“, heißt es in einer Analyse der Hilfsorganisation Medico International. „Anders als etablierte Kräfte wie Hamas oder Fatah zwingt die Höhle der Löwen die Menschen dabei aber nicht in einen religiösen oder politischen Rahmen.“

Nach seinem Wahlsieg Anfang November letzten Jahres hat Benjamin Netanjahu mit seinem Comeback die rechtste Regierung der israelischen Geschichte gebildet. An ihr sind neben Netanjahus Likud und den ultraorthodoxen Parteien auch rechtsextreme Siedlerparteien beteiligt, denen Netanjahu weitreichende Zugeständnisse macht. „Der Pogromanschlag in Huwara war in großen Buchstaben an die Wand geschrieben“, äußert sich die Friedensorganisation Peace Now: „Das ist die Vision der derzeitigen rechtsextremen Regierung. Eine blutrünstige Regierung, die von Anhängern des Terrorismus angeführt wird.“

Der Parlamentsabgeordnete Zvika Fogel von der Koalitionspartei Jüdische Stärke beschleunigte den gezielten Angriffen auf Palästinenser/innen in Huwara einen „Abschreckungseffekt“. „Ein abgeriegeltes, abgebranntes Huwara: Das will ich sehen“, hetzte er. Seine Parteikollegin Limor Son Har-Melech machte sich selbst auf den Weg nach Huwara und twitterte ein Foto von sich am Schauplatz der Gewalt. Sie wolle „den aufrichtigen Schrei von Hunderten Bewohnern Samarias“ unterstützen. Judäa und Samaria ist die biblische Bezeichnung für das Westjordanland, die sich im israelischen Diskurs immer mehr durchsetzt.

Der Finanzminister und Chef der rechtsextremen Partei Religiöser Zionismus, Bezalel Smotrich, twitterte kurz nach der Verkündung der Ergebnisse: „Ich habe keine Ahnung, was sie in Jordanien gesagt oder nicht gesagt haben. Aber eines weiß ich sicher: Es wird keinen Stopp im Siedlungsbau geben. Nicht einmal für einen Tag.“

Am Montagabend drehte sich die Gewaltspirale dann weiter. Ein 26-jähriger US-Israeli wurde in seinem Auto von einem Palästinenser in der Nähe von Jericho erschossen. Auch in den vergangenen Wochen gab es zahlreiche Anschläge auf israelische Zivilist/innen, unter anderem in Jerusalem. Weiterer Hauptschauplatz des Konflikts war in den vergangenen Wochen das nördliche Westjordanland. Zuletzt hatte Israel eine Razzia gegen militante Palästinenser in Nablus durchgeführt, bei der elf Palästinenser/innen getötet wurden. Zu ähnlichen Vorfällen mit mehreren getöteten Zivilist/innen war es im Januar und Februar in Jenin und Jericho gekommen. Allein seit Jahreswechsel sind mehr als 60 Palästinenser/innen getötet worden, bei palästinensischen Anschlägen wurden elf Menschen getötet.

„Die Situation ist höchst explosiv“, sagt der palästinensische Politiker und frühere Präsidentschaftskandidat Mustafa Barghouti. Für ihn handelt es sich bei den Militäreinsätzen im Westjordanland nicht um Razzien gegen Militante, sondern um „Massaker“. In Nablus habe die Armee scharfe Munition gegen Personen eingesetzt, von denen der Großteil nicht bewaffnet gewesen sei. „Die junge palästinensische Bevölkerung fragt sich, wo die internationale Gemeinschaft ist und warum Israel über dem Gesetz steht“, sagt Barghouti. „Das führt zu einer sehr tiefen Überzeugung, dass wir nicht auf Hilfe von außen warten können, sondern selbstständig handeln müssen.“



Abgebrannte Autos auf einem Schrottplatz in Huwara am Montag

„Die junge palästinensische Bevölkerung fragt sich, wo die internationale Gemeinschaft ist und warum Israel über dem Gesetz steht“

Mustafa Barghouti, palästinensischer Politiker

Noch vor dem Anschlag und den gezielten Übergriffen in Huwara hatten sich am Sonntag überraschend israelische, palästinensische, jordanische, ägyptische und US-amerikanische Gesandte im jordanischen Akaba getroffen, um die Gewaltspirale zu durchbrechen. In einer Erklärung verpflichteten sich Israel und die Palästinensische Autonomiebehörde, auf eine „Deeskalation“ hinzuwirken und „neue Gewalt zu verhindern“. Israels Delegation sagte zu, Diskussionen über neue Siedlungseinheiten für vier Monate auf Eis zu legen und für sechs Monate keine weiteren „wildern“ Siedlungen zu legalisieren. Diese sogenannten Außenposten sind Siedlungen, die ohne offizielle Genehmigung aus Jerusalem erbaut worden sind.

Doch schon kurz nach dem Gipfel, an dem für Israel der Chef des Innengeheimdienstes sowie der Berater für nationale Sicherheit teilnahmen, wies Netanjahu die Erklärung zurück: „Die Bauarbeiten und Genehmigungen in Judäa und Samaria werden unverändert fortgesetzt.“ Finanzminister Bezalel Smotrich twitterte: „Es wird keinen Stopp beim Siedlungsbau geben. Nicht einmal für einen Tag.“ Warum die israelischen Gesandten die Gipfelerklärung mittrugen, die Regierung sich aber distanzierte, blieb zunächst unklar.

Israels neue Regierung hat den Siedlungsbau ungebremst vorangetrieben. Zuletzt genehmigte sie mehr als 7 000 neue Häuser in Siedlungen. Besonders umstritten ist das sogenannte E1-Projekt, über das nach Informationen der Organisation Peace Now im kommenden Monat beraten werden soll. Dabei geht es um die

Erschließung eines großen Gebiets direkt östlich von Jerusalem im Westjordanland. „Die Siedlungen in der Gegend E1 zu legalisieren, heißt, das Westjordanland in zwei Teile zu spalten und so jede Möglichkeit eines unabhängigen palästinensischen Staates zu verbauen“, sagt Barghouti. Er spricht von einem „Tod der Zweistaatenlösung“ und der Konsolidierung eines „Systems der Apartheid“. Alles werde auf eine Annexion des Westjordanlands durch Israel hinauslaufen.

Den Konflikt weiter anzünden könnte ein Schritt der vergangenen Woche. Der radikale Siedler und Finanzminister Smotrich hat eine klare Agenda: Ausbau der Siedlungen und Legalisierung von Außenposten so schnell wie möglich. Seit der vergangenen Woche ist er seinem Ziel näher denn je. Am vergangenen Donnerstag hat Smotrich weitreichende Befugnisse in zivilen Angelegenheiten im Westjordanland erhalten. Was nach einem unspektakulären bürokratischen Verfahren klingt, könnte dramatische Folgen haben. In den Händen eines der radikalsten Siedler des Landes liegt nun die Infrastruktur des Westjordanlands, inklusive Baugenehmigungen für große Teile des Westjordanlandes, sowohl für israelische Siedler/innen als auch für Palästinenser/innen.

Für eine Reihe israelischer Nichtregierungsorganisationen, darunter Breaking the Silence, Yesh Din und Acri, ist klar: Der Schritt bedeutet eine De-jure-Annexion des Westjordanlands. Das erklären sie in ihrer Presseerklärung zu der Machtübertragung auf Smotrich. Denn laut Besatzungsrecht verwaltet die

besetzende Armee das besetzte Gebiet. Die Armee ist dabei neben Sicherheitserwägungen dazu verpflichtet, die Interessen der besetzten Bevölkerung zu vertreten. Mit der Übertragung der Zivilverwaltung in Smotrichs Hände werden diese Befugnisse auf einen israelischen Minister und auf die zivile Bürokratie übertragen. Israelische Minister sind damit beauftragt, israelischen Interessen zu dienen, sie haben keine Verpflichtung, die Rechte der Palästinenser/innen zu schützen. Die Folge: Smotrich ist damit allein dem Schutz der israelischen Bevölkerung verpflichtet. In den Augen der Nichtregierungsorganisationen ein Ausdruck von Souveränität. „Der gesamte Prozess“, heißt es in ihrem Papier, „beabsichtigt eine Zementierung jüdischer Kontrolle und Vormachtstellung über die Palästinenser/innen im Westjordanland.“

Ori Givati, Sprecher der Nichtregierungsorganisation Breaking the Silence, ist extrem besorgt. „Jede Art von Schutz für Palästinenser/innen – der unter der Besatzung bislang ohnehin schon begrenzt war – fällt mit diesem Schritt weg“, erklärt er: „Es bedeutet ein vollständiges Apartheidregime.“ Für Givati waren die Ausschreitungen gegen die Palästinenser/innen in Huwara Sonntagnacht ein Beispiel für das, was mit diesem Schritt verstärkt kommen wird. „Wir sind jetzt nicht mehr in der Situation, dass israelische Regierungen die Siedlerbewegung unterstützen. Es ist jetzt so, dass die israelische Regierung die Siedlerbewegung ist.“ Und das bedeutet, dass es ein vollständiges Apartheidregime geben wird. Die Siedler unter israelischer Regierung und die Palästinenser unter Militärdiktatur. ●



Découvrez chaque vendredi ce qui fait bouger le pays.

Sur papier et en digital.

Gratuitement pendant un mois. Faites le test.



zbelgacem@land.lu
(+352) 48 57 57 · 1



« Une consolidation progressive »

Le ministère des Classes moyennes a présenté ce jeudi son premier « Retail Report ». Basé sur le cadastre du commerce, établi entre 2019 et septembre 2022 par « une entreprise renommée de recherche en commerce » (tellement renommée qu'elle n'est pas nommée). On peut y apercevoir les effets de la crise sanitaire. Ainsi, les magasins de bricolage ont connu une envolée de 22 pour cent, la population étant confinée chez elle. (Les parfumeries ont au contraire accusé un recul de moins six pour cent.) Cela paraît incroyable, mais

les centres commerciaux continuent de croître, avec une augmentation de dix pour cent des surfaces de vente, et ceci trois ans après l'ouverture de la Cloche d'or. Au même moment, les centres-villes constatent une baisse du nombre de commerces (-2,7%), ou, pour reprendre la terminologie officielle (et vaguement lénifiante) : « Une consolidation progressive ». On apprend dans le rapport que les centres villes connaissent actuellement un taux de vacance de 13,5 pour cent (donc presque un magasin sur sept). bt

Space business

Les affaires tournent, mais pas assez pour les Bourses. L'opérateur de satellite SES a annoncé lundi une augmentation de neuf pour cent de son chiffre d'affaires en 2022 par rapport à 2021, à presque deux milliards d'euros. Mais les prévisions 2023, autour du même montant et en-dessous des anticipations de l'entreprise, déçoivent les investisseurs. Les marchés ont sanctionné le titre avec une chute de huit pour cent lundi et dix pour cent sur la semaine. pso

Star war

Les États-Unis et le Luxembourg s'engagent dans l'échange de données via l'espace grâce aux satellites de pointe opérés par SES. Le ministre de la Défense, François Bausch (Déi Gréng), a annoncé jeudi dernier investir pas loin de 200 millions d'euros sur les dix prochaines années pour exploiter les capacités de communication satellite de la constellation O3b mPower que l'opérateur de Betzdorf est en train d'envoyer dans l'espace. Deux satellites ont été mis en orbite en décembre dernier. Quatre autres le seront au cours du premier semestre de cette année. Au total, onze satellites « d'une technologie de pointe unique », selon les termes du ministère, permettront

la mise en place d'un réseau souverain et sécurisé. « La capacité de communication acquise par la direction de la Défense auprès de SES, sera garantie et pourra être partagée avec d'autres clients ou partenaires approuvés par la Défense », précisent les services du ministre vert kaki.

Le gouvernement s'engage résolument dans sa stratégie spatiale définie l'an passé (avec un volet observation de la Terre, un volet connaissance de l'espace et, donc, un autre volet communication) en marge de la guerre en Ukraine, dans le cadre de son appartenance à l'Otan, conformément à l'objectif d'un effort de défense équivalent à un pour cent du PIB pour 2028 et en tenant compte du fait que l'espace est devenu « un enjeu de sécurité nationale ». De sécurité internationale aussi puisque le ministère agit avec pour ligne directrice de coopérer avec « les pays partageant les mêmes valeurs ».

Le partenariat noué avec les États-Unis (qui dépenseront la même somme auprès de SES), nommé Medium Earth Orbit Global Services (ou MGS) vise l'exploitation de la constellation O3b mPower pour répondre à des besoins de défense des États avec « flexibilité, couverture globale, faible latence ». Le recours aux nouveaux satellites sera opéré en complément des services offerts par GovSat 1, mis en orbite en 2018, et géré par la société LuxGovSat. La joint

Venture du gouvernement et de SES cumule les pertes pour ces premières années d'exercice, mais Ferdinand Kayser (conseiller stratégique du CEO Steve Collar) assure que le revenu commercial s'efforce après un démarrage des activités « plus lent que prévu », avec notamment la signature de nouveaux contrats avec des pays européens. La guerre servirait les affaires ? Cinquante pour cent des revenus « Networks » (données) du groupe proviennent de l'activité gouvernementale, contre un quart via les opérateurs téléphoniques et un autre quart pour la « mobilité » (avionneurs et croisiéristes).

Ces canaux sécurisés de communication de données pour des segments hautement stratégiques (liés aux intérêts vitaux des nations) préserveraient d'aléas comme la coupure des réseaux par des *rogue states*, la cyberguerre ou les offensives (interférences) spatiales. « Outre la multitude de leçons tirées au niveau tactique et stratégique, ainsi que dans les domaines terrestre, aérien ou logistique, de la guerre d'agression que mène la Russie contre l'Ukraine, le rôle important de la communication par satellite dans un conflit moderne est devenu évident. Des canaux de communication efficaces et sécurisés assurent le commandement et le contrôle des forces sur le terrain et leur permettent de remplir leurs missions avec succès », a commenté François Bausch. Un projet de loi validera l'investissement dans MGS. pso

François + Ariane =

François Pauly, 58 ans, serait en instance de départ chez Edmond de Rothschild, selon *Reporter.lu* ce jeudi. Le Luxembourgeois, l'un des rares nationaux à avoir accédé à la tête d'un groupe financier d'envergure internationale, prendrait la direction de la sortie moins de deux ans après avoir été nommé à la tête du comité de direction du prestigieux établissement basé en Suisse. La cause ? Des « vues divergentes sur le modèle d'affaires » avec la Baronne Ariane qui avait pourtant adoubé François Pauly après le décès de son époux Benjamin de Rothschild. Contacté, François Pauly n'a pas donné suite. pso

Les disparus hantent le Luxembourg

« Le 15 janvier 2023, Ricardo Lagunes - un avocat spécialisé dans les droits de l'Homme - et Antonio Díaz, un leader indigène, ont disparu dans l'État de Colima, au Mexique. Cette disparition s'est produite dans le cadre d'un conflit en cours entre la communauté autochtone de San Miguel de Aquila, Michoacán, Mexique et une société minière basée au Luxembourg, Ternium qui fait partie du groupe argentin-italien Techint. » Dans un communiqué publié la semaine passée, le Haut commissariat des Nations unies relie ainsi le Grand-duché, l'exploitation d'une mine au Mexique et la disparition de deux militants des droits de l'Homme.

Lundi, leurs familles ont informé par voie de communiqué qu'elles n'avaient toujours pas de nouvelles des deux hommes. Elles s'insurgent contre l'attentisme des autorités mexicaines, notamment pour enquêter sur les responsabilités de Ternium, l'entreprise au cœur de l'affaire. « Le cas de Ricardo et Antonio tire la sonnette d'alarme au niveau national et révèle l'impunité qui prévaut dans le pays », écrivent les proches des deux militants dont la voiture a été retrouvée criblée de balles. Contactée par le *Land*, l'entreprise basée au Luxembourg renvoie au communiqué dans lequel elle affirme mener ses opérations « de la manière la plus éthique et la plus transparente, en conformité avec les principes des Nations unies pour les droits de l'Homme ». Ternium précise aussi coopérer dûment avec les autorités mexicaines.

Voilà ce que lui avaient demandé les ministères de l'Économie et des Affaires étrangères du Luxembourg dans un courrier commun envoyé fin janvier. Le gouvernement doit se montrer exemplaire. Le Luxembourg est membre du Conseil des droits de l'Homme depuis l'an passé et jusqu'en 2024 et (surtout) la polémique intervient alors que les ONG réclament que soit imposée à l'entreprise l'obligation de respecter les droits de l'Homme sur toute sa chaîne de valeur, depuis l'extraction de la manière première jusqu'à la distribution des dividendes, des pays peu vertueux en matière de respect de l'état de droit à des États

suffisamment fiables et accueillants pour y domicilier la trésorerie. pso

229 000 000



Les élus locaux et nationaux des régions frontalières viennent de lancer une énième initiative pour réclamer à l'État luxembourgeois une « compensation adéquate et permanente pour les pertes de recettes de l'impôt sur le revenu ». Dans une tribune publiée sur les réseaux sociaux fin février, trois députés (LFI) de l'Assemblée nationale, trois députées (SPD) du Bundestag, ainsi que le maire de Trèves plaident pour « une logique de développement territorial transfrontalier équilibré ». Les élus de gauche demandent aux gouvernements allemand et français « de faire preuve de volonté politique » et d'adapter les conventions fiscales. Sans cela, l'affaiblissement des services publics locaux par manque de marge d'action budgétaire serait « inéluctable ». Les élus proposent plusieurs méthodes de calcul, dont une qui se base sur la Compensation franco-génoise (3,5 pour cent de la masse salariale brute des

frontaliers). Appliquant ces taux, ils arrivent à des montants de cent millions et 192 millions d'euros que le Luxembourg reverserait par an à l'Allemagne respectivement à la France. Ce qui distingue cette offensive en faveur de rétrocessions de celles qui l'ont précédée, c'est que les députés nationaux montent dorénavant au front. En juin 2020, la liste de signataires de « Au-delà des frontières » était encore majoritairement composée par des anciens maires PS et PCF, dont la plupart ont atteint l'âge de la retraite. Bref, des « has been ». Les signataires de l'appel de 2023 sont par contre majoritairement des jeunes élus. La question des compensations fiscales ne disparaîtra donc pas de sitôt. bt

1,043%

L'État belge a vendu cette semaine 33 millions de ses actions dans BGL BNP Paribas, faisant passer sa participation de 7,8 à 5,1 pour cent et se voyant dépasser par BlackRock comme principal actionnaire. L'opération devrait rapporter quelque 2,2 milliards d'euros à l'État belge. L'État luxembourgeois détient, quant lui, 1,043 pour cent du capital BNP Paribas, maison-mère de la BGL. Il y était devenu actionnaire au même moment que la Belgique, soit en 2008, au lendemain du naufrage de Fortis. Contrairement au voisin belge, le Luxembourg ne songerait pas à vendre ces participations, fait savoir le ministère des Finances à *Paperjam* ce mercredi. Celles-ci ont rapporté 95,5 millions sur les deux dernières années. bt

Coup de frein sur la mobilité sociale

Georges Canto

L’OCDE alerte sur la panne de l’ascenseur social. Les études Pisa révèlent que des systèmes éducatifs, comme celui du Luxembourg, favorisent la reproduction sociale

Pour la plupart des gens aujourd’hui *Gatsby le Magnifique* évoque un film de 2013 avec Leonardo di Caprio dans le rôle-titre. Moins nombreux sont ceux qui ont vu la première adaptation au cinéma (avec Robert Redford en 1974) de ce roman de Francis Scott Fitzgerald, paru en 1925. Encore plus rares sont ceux qui ont entendu parler de la courbe de Gatsby, due à l’économiste américain Alan Krueger, qui permet de représenter l’état de la mobilité sociale dans un pays. Ce terme désigne le changement de statut socio-économique d’une personne par rapport à ses parents (mobilité inter-générationnelle) ou au cours de sa vie (mobilité intra-générationnelle). Quand elle est très faible, cela signifie que les places dans la société sont « affectées » en fonction du statut social des parents, et que de ce fait, les enfants des milieux défavorisés ne pourront accéder que de manière limitée à une situation plus favorable, encore moins à l’élite.

Le prix Nobel d’économie 2001, Joseph Stiglitz, voit là un énorme gâchis moral et économique, puisque le talent ne serait pas un gage de réussite sociale. Précisément c’est un autre Nobel d’économie, Paul Krugman, qui dans un article publié en 2013 sur son blog (lié au *New York Times*), a popularisé la « Great Gatsby Curve » de son collègue Krueger, professeur à Princeton. Cette courbe, en réalité une droite, montrait une forte corrélation entre l’inégalité de la distribution des richesses et la reproduction du statut social

La droite de Gatsby

La courbe de Gatsby est en réalité une droite de régression « ajustant » un nuage de points, chacun d’eux représentant un pays. Pour chaque pays, on a croisé deux critères. Le premier est assez classique, il s’agit du coefficient de Lorenz-Gini qui mesure les inégalités de revenus. Plus il est proche de zéro, plus la distribution des revenus est égalitaire. Aux États-Unis, il était de 0,41 en 2019 contre 0,3 en Europe où la moyenne est tirée vers le bas par les pays nordiques, l’Irlande et l’Autriche, le Luxembourg et la France se situant juste en dessous de la moyenne. Mais il est supérieur à 0,5 au Brésil par exemple.

Le second est moins courant : c’est le niveau d’élasticité intergénérationnelle des revenus. Il mesure l’influence de la situation sociale des parents sur le revenu des enfants. Une élasticité égale à zéro signifierait que l’influence du revenu des parents est nulle, donc une parfaite mobilité sociale. Plus elle est proche de 1, moins la mobilité est importante. Une élasticité égale à 0,7 signifie que, si une famille X a des revenus deux fois supérieurs à ceux d’une famille Y (donc cent pour cent en plus), les enfants de la famille X auront des revenus 70 pour cent supérieurs à ceux des enfants de la famille Y. L’étude de Krueger datant de 2011 montrait aux États-Unis un niveau élevé (0,58) mais néanmoins inférieur à celui des pays émergents. En revanche l’élasticité était faible (moins de 0,2) dans plusieurs pays du nord de l’Europe, la France, l’Allemagne et le Japon se situant entre 0,32 et 0,4.

En positionnant sur un graphique les différents pays selon la valeur de ces critères, on constate une corrélation flagrante entre le niveau des inégalités et l’élasticité intergénérationnelle. Elle est tellement forte que le phénomène peut être représenté par une droite. Ce lien statistique élevé rend très probable l’existence d’une causalité, mais sans que l’on puisse savoir précisément dans quel sens. gc

dans le temps, ce qui plaiderait pour une politique énergique de réduction des inégalités de revenus et de patrimoines. La courbe de Gatsby est tombée dans l’oubli, mais la préoccupation de mobilité sociale demeure très forte, comme l’a montré un document publié par l’OCDE début 2023.

Les travaux confirment que les personnes issues de milieux défavorisés ont moins de chances de progresser sur l’échelle sociale. Au niveau de l’ensemble des pays de l’OCDE, il faut presque cinq générations pour que les personnes nées dans des familles modestes se rapprochent du revenu moyen de leur pays. Si cette situation se rencontre principalement dans les pays les moins riches, on l’observe aussi dans les pays européens membres de l’organisation, qui font pourtant figure de favorisés. On y constate en effet que les enfants grandissant dans les milieux les moins favorisés sur le plan socio-économique gagnent, une fois adultes, jusqu’à vingt pour cent de moins que ceux ayant eu une enfance plus favorable. Le ressenti d’une faible mobilité sociale est très fort. En moyenne, les citoyens de l’OCDE pensent que six enfants pauvres sur dix resteront pauvres à l’âge adulte. Deux tiers des personnes en âge de travailler expriment la crainte de ne pas trouver la même sécurité financière que leurs parents et une proportion quasi égale redoute une situation encore plus précaire pour leurs enfants.

Selon les auteurs du document, l’affaire est mal engagée dès la prime enfance. Les conditions matérielles de vie des jeunes enfants, déterminantes pour leur bien-être, dépendent du niveau de richesse de leurs parents. Or en la matière, les inégalités sont considérables : en moyenne dans l’OCDE, les dix pour cent de ménages les plus aisés détiennent 52 pour cent de la richesse totale de l’ensemble des ménages. Aux États-Unis, cette proportion atteint 79 pour cent ! La plupart des pays d’Europe de l’ouest sont proches de la moyenne (entre 47 et 55 pour cent, cinquante pour cent au Luxembourg) à l’exception notable, et surprenante, du Danemark et des Pays-Bas, avec respectivement 62 et 63 pour cent. Cet état de fait est en grande partie l’effet de l’héritage : les ménages disposant des plus hauts revenus reçoivent en moyenne plus de deux fois plus de capital que les ménages les plus modestes.

La filière littéraire au lycée Robert Schuman



Dans l’OCDE, il faut presque cinq générations pour que les personnes nées dans des familles modestes se rapprochent du revenu moyen de leur pays

L’inégalité matérielle à la naissance va être aggravée dès les premières années par des différences culturelles. L’OCDE a mesuré la part des enfants ayant commencé à lire et à compter avant l’école primaire. C’est la différence entre la proportion de ceux qui sont issus du quart des ménages les plus aisés et celle de ceux qui appartiennent aux 25 pour cent des ménages les moins favorisés (« écart interquartile » en statistique) qui est significative. Au niveau de l’ensemble des pays de l’OCDE elle est de 22,5 points. Le palmarès (où faute de données ne figurent ni le Royaume-Uni, ni la Belgique, ni le Luxembourg, ni les États-Unis) est pour le moins surprenant. Pays le plus inégalitaire sur ce critère avec 42 points, la Turquie est suivie de l’Irlande (34,3) de la France (31,7) et du Canada (30) ! En revanche l’Italie, l’Espagne et l’Allemagne sont proches de la moyenne.

L’écart culturel ne va cesser de s’aggraver pendant la période scolaire. Les résultats du Programme international pour le suivi des acquis des élèves (Pisa), une évaluation réalisée tous les trois ans par l’OCDE auprès d’un vaste échantillon d’adolescents de quinze ans, sont révélateurs. En 2018, en prenant le critère de la lecture, le score atteint par les élèves issus du quart des ménages les plus favorisés était de 533 points, tandis que celui des élèves venant des 25 pour cent des foyers les plus défavorisés était de 445, soit un écart de 88 points pour l’ensemble des pays. Là aussi le palmarès des inégalités

réserve des surprises. Le pays le moins bien classé n’est autre que le Luxembourg avec un écart de 122 points, à égalité avec Israël. Plusieurs autres pays affichent une différence supérieure à cent points, comme l’Allemagne (114), la Belgique (110), la France (107) et la Suisse (104). Les États-Unis sont à 98 tandis que le Royaume-Uni fait figure de bon élève avec 79 points.

Plus tard, en termes d’âge et de cursus, la probabilité pour les enfants dont les parents sont diplômés de l’enseignement supérieur d’obtenir eux-mêmes un diplôme universitaire est plus élevée, de 45 points de pourcentage, que celle des enfants dont les parents n’ont pas dépassé le diplôme de fin d’études secondaires. Ces inégalités pèsent beaucoup sur les ambitions des jeunes. Dans les pays de l’OCDE, seulement la moitié environ des adolescents de quinze ans issus de milieux modestes envisagent d’atteindre un niveau d’études supérieur, contre plus de 80 pour cent dans les milieux privilégiés. Logiquement, cette situation va se retrouver dans le type d’emplois occupés, une fois ces jeunes entrés dans la vie active. Plus diplômés, les jeunes issus de milieux aisés obtiennent des « emplois de qualité » en termes de contenu et de rémunération. L’OCDE observe que, malgré le développement des systèmes de formation continue, les personnes qui occupent des emplois de qualité médiocre, ou de faible niveau d’études, ont peu de possibilités de se reconvertir ou de monter en compétence, ce qui les empêche de quitter des emplois faiblement rémunérés ou précaires.

Mais l’organisation basée à Paris observe aussi que les différences d’accès à des emplois de qualité sont liées à d’autres critères, comme le sexe. Elle publie les chiffres du taux de féminisation des fonctions d’encadrement. Pour l’ensemble de l’OCDE, la moyenne est de 33,7 pour cent. Elle est comprise entre quarante et cinquante pour cent dans des pays aussi variés que la Suède, les pays baltes, les États-Unis, la Pologne, l’Australie et le Costa Rica. De façon surprenante des pays comme l’Allemagne, l’Italie et les Pays-Bas sont entre 25 et trente pour cent. Quant au Luxembourg, il mérite un bonnet d’âne car avec un taux de 21,9 pour cent il se classe dans le peloton de queue en compagnie de la Turquie, de l’Inde, de la Corée du sud et du Japon, bon dernier avec 13,2 pour cent. ●

Die Bank der Handwerker seit 1856.

Seit 1856 arbeitet die BIL mit den Handwerkern zusammen, die Luxemburg mitgestalten und bietet Lösungen an, die auf ihre spezifischen Bedürfnisse zugeschnitten sind. Entdecken Sie sie auf www.bil.com/handwerker oder nehmen Sie direkt Kontakt mit Ihrem Kundenberater der BIL auf.



Elevator
connecting the
City-centre to
the Pfaffenthal

Who are the New Luxembourgers?

Benjamin George Coles

And how do they relate to the country?

For the purposes of this article, an Old Luxembourg is anyone who speaks Luxembourgish fluently, went through the Luxembourgish school system and has family who are also Old Luxembourgers. To the extent that you meet those criteria, you are an Old Luxembourg.

A New Luxembourg, in contrast, is anyone who is here in this country for the long haul (though that long haul may have begun more or less recently), but who does not meet the aforementioned criteria. To the extent you are here for the long haul and yet don't meet those criteria, you are a New Luxembourg.

Let's skip a lengthy analysis of statistics, or any attempt to establish that one group is larger than the other – suffice it to say, both the New and the Old Luxembourgers constitute very substantial proportions of the population of this country.

Of course, some individuals sit somewhere between the two categories.

I myself am very definitely a New Luxembourg, though I have citizenship, I have been here, on and off, all my life, and it's now been a full 50 years since my grandparents emigrated here from the UK.

It might shock any readers from abroad to learn that, half a century after its arrival, my family have still not metamorphosed into Old Luxembourgers. As those here will know, however, this is an outcome not only made possible but even encouraged by some firmly established features of the social, educational and professional set-up of this country. Indeed those features are a large part of why it makes some sense to talk of New and Old Luxembourgers, or of a multiplicity of 'parallel societies'.

Many of the same features of Luxembourg that give rise to these distinct groups of residents also limit the contact between them, and, in consequence, limit their understanding of each other. And yet I take it as a given that, if this country is to work well, let alone

When I hear of Old Luxembourgers complaining about New Luxembourgers being unintegrated here, I want to say to them, no, sorry, you do not understand. We are integrated here. Just we are integrated in the international community

for all those who now call it home, that mutual understanding is key. On invitation, I take up here the task of saying a little about who the New Luxembourgers are to an audience of mostly Old Luxembourgers.

Of course, I will be speaking throughout in general terms, and there will be plenty of individual exceptions to anything I say. Some things I say will be true of many Old Luxembourgers too, and a preliminary point to make about the New Luxembourgers is that they are extremely diverse, and not just in the passports they carry. I lived throughout my teenage years in Larochette, a town full of Portuguese immigrant blue-collar workers. Obviously it would be a mistake to simply conflate them with, say, the kinds of EU diplomats and functionaries that my mother was then working with, and that I later did. Equally, in the Luxembourg citizenship classes I took, during which we students and the teachers had some pretty deep discussions about what Luxembourg is to us, there were those who had migrated here from other prosperous, peaceful countries simply to climb up another rung on a corporate career ladder, and then there were those who came here fleeing war. I do not want to overstate the commonality of the New Luxembourgers, but I believe that there are certain important features of our lives here that enough of us have sufficiently in common for it to be worth giving this kind of account.

Maybe the best way to start is with a look at how those features of Luxembourg that give rise to the 'parallel societies' are experienced by New Luxembourgers, and with the crucial point that New Luxembourgers have not, generally speaking, ever made any decision to spurn or avoid Old Luxembourgers.

Certainly it is true, in my experience, that New Luxembourgers tend to have little involvement in the community life of Old Luxembourgers, and very often they do not even know any Old Luxembourgers, or not on more than passing terms. I think of the words of an Irish colleague I had when I was working at the European Court of Justice. He was a translator in his mid 30s, had been here

eight years, living not only in the City but also in Echternach for a time, and had no plans to leave, and yet he could remark, 'I used to know a Luxembourg, but he died.' By Luxembourg, he of course meant Old Luxembourg.

The basics of this Irish colleague's story resemble those of any number of other New Luxembourgers I know. They come to Luxembourg for jobs in organisations staffed overwhelmingly by a mix of New Luxembourgers and indeed non-Luxembourgers – that is, in the latter case, people really just passing through. They live, at least initially, in the City, where New Luxembourgers and Non-Luxembourgers are again in a large majority and where all sorts of social groups and activities in which New Luxembourgers and Non-Luxembourgers predominate, often to the point of exclusivity, are right there to fill their free time. If they have kids, they put them in international schools – they often have to, unless their kids are young enough to quickly adapt to learning in an unfamiliar language, or indeed several. But then of course the other parents and teachers they get to know tend also to be just other New Luxembourgers and Non-Luxembourgers. And so yeah, they have, soon enough, a full life here, with the full complement of friends and social engagements, and there are no Old Luxembourgers involved, apart from maybe one or two in the margins, like that old guy across the road who, bizarrely, hangs his bedding out the window in the mornings.

Nor is it very different for those of us who grow up here. There were some Old Luxembourgers who my family were friendly with, but I can't say they were particularly close family friends, nor were they my age, and so really, I didn't know any Old Luxembourgers personally until my mid 20s. Before then, I attended the European School in Kirchberg, and the extracurricular activities I took part in were all either organised through the school or the parent community surrounding it. Well, with the exception of the football I played in Larochette – but that was all with Portuguese kids. I first met Old Luxembourgers of my own age when I did the SNJ's "Ech?! Fräiwëlleg?!" course, mandatory for all those who want to volunteer abroad with funding from the Luxembourg state. And I immediately became good friends with a few of them. Crazy that nothing like that happened earlier, I find myself thinking in retrospect.

There are, of course, a fair few New Luxembourgers who do, often because they have no other option, put their kids through the Luxembourgish school system. For instance, most of those Portuguese kids I played football with as a teenager in Larochette were at local Luxembourgish schools. And that definitely is a game-changer. Note that I include having gone through the Luxembourgish school system among my criteria for being an Old Luxembourg. Such kids of course grow up to be much more integrated in Old Luxembourgish community life, and, largely through them, their parents end up more involved in it too. And yet there remain some pretty strong countervailing forces, certainly for the parents, and even, I know, for the kids.

I mean to say, one very important fact about almost every New Luxembourg is that we have another country in our life – call it our

country of origin. (Well, at least one other country. Not irregularly two or three, if our migration history or the national make-up of our family is more complex.) And when I say it's in our life, I mean it's a major part of our life. We don't just think of it nostalgically from time to time. No, this other country is continuing to take up a lot of space in our days, weeks, months and years. We are following the news of this country, for instance, and watching television series from this country, and we're making regular trips back there if we can, and weekly calls to friends and family there, etc. We have property there, quite often. And even if we've been here decades, this kind of stuff still tends to be true of us. Even if we were born here, it tends to be.

Relatedly, for New Luxembourgers, immigration is rarely a done deal. Even if we're very settled here... who knows? We might end up back in our country of origin, or indeed in another country all together. Or if we won't, very possibly our children will – if their chosen career works better there, or if they meet someone there. It's hard now to imagine a whole family definitively moving to Luxembourg. We all know: some members of the family will probably stay; some will surely go; some will perhaps yo-yo back and forth. In any case, we wouldn't bet on there still being members of the family here in another 50, let alone 100 years. Not that we'd mind if there were, you understand.

The fact is, Luxembourg is a tiny country. And so, put simplistically, compared to most countries, there is a lot less here to grab hold of you. Part of that dynamic is just practical. Many careers and interests simply cannot be pursued here, or certainly not to a high level. And so a lot of people who matter to you leave or will soon leave or never came here in the first place, and that all reduces the hold that your community here can have on you. And then we get to parts of the dynamic that are more emotional – more a matter of what we feel our identity to be.

I think of a moment in one of the citizenship classes I attended: an Italian man observed that people he knows who have Italian parents but were born and brought up in the UK or in France or in Germany say they are British or French or German, just with an Italian background or Italian roots or something like that. Whereas people he knows who have Italian parents but were born and brought up in Luxembourg always say they are Italian, just they were born and brought up in Luxembourg. Laughing, several people agreed that this is their experience too, with people of their national backgrounds. It takes a strong national culture, the Italian suggested, to compete for the identity of a first- or second-generation immigrant. Or even, in some circumstances, a third-generation one, I can add. Or actually even a fourth-generation one – my 12-year-old niece certainly identifies as British too.

For many of us, being here even accentuates the national identity we feel with respect to our country of origin. In the UK, it's not a salient fact about me that I'm British – more-or-less everyone is. Here in Luxembourg, it's pretty much the first fact about me. 'That British guy', is how two people who've just met me would probably refer to me, and, quite likely, their knowledge of UK culture and stereotypes is going to be one of the main lenses through which they see me. Also, in the UK, I don't ever feel or get close to someone essentially because of our shared Britishness; whereas here I have that experience frequently.

I think of an exchange I once had with a British friend who was born here and attended a Luxembourgish school up to the age of 11. I asked him, do you feel Luxembourgish? He thought about it, and then said: no, not really. But, he added, he does feel very European and cosmopolitan, and his time in a Luxembourgish school contributed to that. I could say the same, actually. I don't feel Luxembourgish, at least not in the sense that usually comes to mind when I hear that word. Nothing in my life here has made me feel that way. But my life here has furnished me with a strong sense of being European and cosmopolitan. I think most New Luxembourgers would say the same. And, what's more, they'd say it gratefully.

New Luxembourgers, in my experience, have a lot of love for Luxembourg, but they love it as a centre of Europeanism and/or cosmo-

politanism, and perhaps even more than that they love it as simply a place where they can live well, where there are opportunities, where they can be free of much of the difficulty of life back in their countries of origin, and yet where they are still not compelled – at least not so much – to give up these old identities and attachments.

We New Luxembourgers have, by the way, created our own cultural institutions here, from the cultural materials of our countries of origin. You can see the tips of many of these icebergs every year as you wander around the different stalls at the International Bazar, but they really are just the tips. As a Brit here, if I want to play cricket, for example, or do some Scottish dancing or Anglican choral singing, I easily can, as there are well-established groups here dedicated to those activities. If it's British pub culture I want, I can easily find that too, of course. And Brit-heavy Anglophone theatre groups, book clubs, writing groups and radio and print publications were also always components of my life here; in recent years, there's even been the British and Irish Film Festival. Many of these institutions though have been around for decades now, and their histories are tied up in various ways with the history of my family and many good family friends. My grandparents were, for example, back in 1979, among the founding members of Pirates, an English-language musical theatre group that's still going strong. Stories of Pirates shows through the years are staples of dinner-table conversation in the family.

I have no doubt that what's true of the British community is equally, if not more true of many of the other national communities here. And indeed, many cultural institutions here that it would have once made sense to call British are increasingly international in nature, with proficient English speakers from all corners of the world sustaining and growing them. And then there are plenty of other cultural institutions here that were in the first place created and run by a very international mix of people. I recently did an interview series for Radio Ara on the English-language stand-up comedy scene there is here. It has sprung up quickly in the last few years, and is now a truly vibrant scene, with probably over a hundred comics, several clubs and regular free-to-attend open mic nights and paid shows. And it's people from absolutely everywhere running those events, performing, filling the audiences.

In short, know that New Luxembourgers have contributed a lot to not only the GDP but also the culture in this country, which it is up to Old Luxembourgers to embrace as culture of this country, if they want to. Many do already. Many Old Luxembourgers, I know, are cosmopolitans par excellence, and hugely grateful for the vibrant mix of cultural offerings that the New Luxembourgers have brought to their doorsteps. I note though that those Old Luxembourgers tend, in my experience, to be particularly well-educated, wealthy, and middle-class – in any case, they have had the advantage of being properly equipped to engage with these cultural offerings, an advantage which many of their fellow Old Luxembourgers have not had.

What, you might be wondering, about the other way round? What about the New Luxembourgers appreciating the cultural offerings of the Old Luxembourgers? Good question. As many New Luxembourgers don't even really know any Old Luxembourgers, there's not a whole lot of that going on. And this is certainly regrettable – even tragic, in a way. What I hope I've made clear though is that it is nevertheless understandable.

When I hear of Old Luxembourgers complaining about New Luxembourgers being unintegrated here, I want to say to them, no, sorry, you do not understand. We are integrated here. Just we are integrated in the international community. And as the international community constitutes something like half the population, it is not a trivial kind of integration. Nor is it any kind of ghettoization. In the past, maybe when I was a child even, it made sense to talk of a European School or EU institutions bubble, but not anymore. The population of the country has grown; the proportion of that population who are part of the international community has increased, and become far more diverse in their national backgrounds and occupations. Think of the global corporations building bases here, think of the refugee intake in the last decade, think of the expansion

There must be at least a certain symmetry between the kinds of alienation that New and Old Luxembourgers – some of them, anyway – have experienced over the years

of the EU, think of the establishment and growth of the university. Etc. Etc. What do you expect? And now what was an EU institutions bubble blends seamlessly into a far larger international community, and we are no more in a bubble than you are.

These days, as said, a lot of New Luxembourgers spend their professional and social lives wholly within the international community by default, and would even find it difficult not to. And why should they confront that difficulty? Why should they make a special effort to engage with the community life of the Old Luxembourgers? There are decent answers to that question. And of course, it's not an either-or thing. But the bigger fact is that, for most New Luxembourgers, most of the time, the international community has a lot more to offer. And I don't say that as any kind of judgement on the community life of the Old Luxembourgers. Rather, in celebration of what a wonderful thing it is to be able to find in Luxembourg, almost irrespective of where in the world you come from, a community from your home country and a hugely rich mix of people from everywhere else who you can communicate with in English or French, and through whom you can get to know the world a little bit.

One big subject in all this is, of course, the Luxembourgish language. Given what I've just said, it will not surprise anyone to discover that I think it is, in a lot of cases, unreasonable to expect New Luxembourgers to learn Luxembourgish. I would normally judge a New Luxembourger for not trying to speak any of the three national languages, but Luxembourgish...

Don't get me wrong. I don't object to legislation requiring some Luxembourgish classes in even the international schools, or some mastery of Luxembourgish in order to acquire citizenship. I totally get that the Luxembourgish language is something that matters to Old Luxembourgers. And I get that they want to take measures to sustain it. I think the measures that have been brought in are moderate and reasonable.

However, I equally understand New Luxembourgers not going any further down the path of learning Luxembourgish than these measures require them to, and sometimes even just taking the hit –

and not getting citizenship, say – rather than going along with the measures. Remember that New Luxembourgers normally are here to work. Their work lives normally involve no Luxembourgish. And their time outside of work is of course limited and precious. They have to fit family into that time, maybe parenting, and friends too, and any passions or interests that their job does not accommodate, and rest of course, and sufficient exercise for basic health (given how sedentary our professional lives tend to be these days). They have to fit in all their attachments back in their country of origin. And then very probably they have to work on their French and/or their English... And if they focus on learning Luxembourgish, what will that gain them exactly? Even the Old Luxembourgers they meet seem to speak very good English and/or French. It would gain them something in the ease or richness of their relationships with those Old Luxembourgers, it would gain them the ability to communicate with even the older and less educated Old Luxembourgers perhaps, although they hardly ever meet those Old Luxembourgers anyway, and it would gain them the satisfaction of behaving very respectfully towards their hosts here – this all counts for something, definitely, but look at those things on the other side of the scales: family, passions, rest. And that's not even mentioning the difficulties of succeeding at learning the language.

I have the impression that a lot of Old Luxembourgers just accept the direction of gravity here, at least on a practical level. They accept that, if there is to be integration between the Old and New Luxembourgers, they are the ones who are normally going to have to make the move. More and more, I find that events organised by Old Luxembourgers, even for predominantly Old Luxembourgish audiences, are in English. I think immediately of that SNJ 'Ech?! Fräiwëlleg?!' course where I first befriended some Old Luxembourgers – probably my most extreme experience of this nature. 20 or so participants, and all bar two of them were Old Luxembourgers, at least in that they'd been to Luxembourgish schools and spoke Luxembourgish fluently. The two teachers also were Old Luxembourgers. And yet to accommodate us two New Luxembourgers, the whole course was done in English. There was no vote, no one batted an eyelid. When I apologised in a conversation with one of the teachers, he said it's quite normal these days. One clear outcome though was that some of those Old Luxembourgers were marginalised, could not take part to anything like their full potential. It's their 4th or 5th language, of course. I'm pretty sure this couldn't happen anywhere else in the world.

Particularly for those of us who are reflective about this strange situation we're in here in Luxembourg, but I think also on a less conscious level for most New Luxembourgers, there is a feeling of guilt. We hear now sometimes of Old Luxembourgers struggling to get certain kinds of jobs, or advancement in them, because of poor command of English or French, or even Portuguese. We hear also of some Old Luxembourgers being priced out of living in their own country, in no small part because of the impact we're having on the property market. Or we see our votes in the parliamentary elections keeping out of power the more conservative and nationalist parties that would likely put the brakes on this cosmopolitanism a bit more, the ruling liberal coalition having no doubt foreseen this when they made it easier for us to acquire citizenship and so take part in those elections in the first place.

I wonder whether, especially for those of us who've been here a long time, part of the reason for the guilt isn't that we can, on an instinctive level, identify with those being left behind by the cosmopolitanisation of Luxembourg. Of course we can. Because we too have lived for much or all of our lives in this country that we cannot understand or engage with large and important parts of. Those moments of feeling a great distance from our neighbours, or that we are not part of the in-group in the place we call home, have recurred throughout our lives too. There must be at least a certain symmetry between the kinds of alienation that New and Old Luxembourgers – some of them, anyway – have experienced over the years.

These are conversations I find myself having more and more with other New Luxembourgers. It's not entirely clear to us what we could or should do. Maybe that's where I gratefully give the floor back to you guys. ●



ZU GAST

Grundverschieden?

Vor einigen Jahren bin ich Mutter geworden – und mein Mann Vater. Während der ganzen Schwangerschaft haben wir der Geburt unseres Sohnes entgegengefeibert und uns gemeinsam das zukünftige Leben als Familie ausgemalt. Uns war von Anfang an klar, wie wir als Eltern leben möchten: Mein Mann würde sich genauso in die Kindererziehung einbringen wie ich und die häuslichen Pflichten würden wir neben unserer Erwerbstätigkeit fair aufteilen. Das war der Plan. Doch die Realität sah dann ganz schnell anders aus.

Mandy Arendt ist Gemeinderätin der Piraten in Colmar-Berg

Weil mein Mann zehn Tage nach der Geburt unseres Sohnes wieder arbeiten gehen musste, während ich zuhause blieb, war es zu Beginn selbstverständlich, dass ich mehr Zeit mit Haus und Kind verbringen würde. Aber als ich dann zu meinem Arbeitsplatz und meinem politischen Mandat zurückkehrte, mussten wir feststellen, dass es gar nicht so leicht war, die Aufgabenverteilung wieder zu ändern. Einerseits hatten wir uns schon an die neuen Rollen gewöhnt und andererseits wurden wir immer wieder mit einem Rollenverständnis konfrontiert, das wir eigentlich für überlebt gehalten hatten.

Vor der Geburt meines Kindes hätte ich es nie für möglich gehalten, dass ich jede Nacht allein aufstehen würde, um nach dem Kind zu sehen, während mein Mann mit Ohrstöpseln neben mir weiterschläft, um fit für die Arbeit zu sein. Aber ich musste schnell lernen: Vatersein ist definitiv (noch) nicht wie Muttersein. Leider. Väter kümmern sich um ihre

Kinder, obwohl sie arbeiten. Mütter arbeiten, obwohl sie Kinder haben. Frauen wird ein natürlicher Mutterinstinkt zugesprochen, Männern nicht. Als mein Mann seinen Elternurlaub nahm während ich arbeitete, sagte man uns in der Kinderbetreuungsstätte, mein Mann könne auch ruhig während der Elternzeit unseren Sohn in die Betreuung geben, weil es vielleicht ja zu anstrengend für ihn sei, den ganzen Tag allein auf das Kind aufzupassen. Hätte man dieses Angebot auch einer Mutter gemacht? Ich glaube nicht. Das Ideal der „guten Mutter“ lässt wenig Raum für Ermüdung. Frauen hätten (anders als Männer) das Elternsein einfach im Blut, heißt es. Wenn ich arbeite, politisch aktiv und für mein Kind da bin, ist das für unser Umfeld etwas ganz Normales. Wenn mein Mann arbeitet und danach noch Zeit für unseren Sohn findet, ist er ein „Superpapa“. Warum? Warum trauen wir Vätern so wenig zu, dass uns Kleinigkeiten schon beeindrucken und Müttern so viel, dass es uns nicht mehr erstaunt, wenn sie Berge versetzen? Warum unterschätzen sich Männer selbst ganz oft, wenn es um ihr Können als Vater geht, während Frauen sich nicht trauen auch mal zuzugeben, dass sie manchmal wirklich am Ende sind? Das schadet doch beiden Geschlechtern! Ob jemand gut für ein Kind sorgen kann, wird nicht durch sein Geschlecht bestimmt. Wir müssen diese alten Geschlechterbilder endlich vergessen. Und genau deshalb unterstützte ich auch den Frauenstreik am 08.03.2023.

Reformen, wie bspw. der von den Streikinitiatorinnen geforderte Geburtsurlaub, der es beiden Elternteilen erlauben soll, nach der Geburt eines Kindes drei Monate zuhause zu bleiben (und nicht, wie bis jetzt, nur der Mutter), haben das Potential, Stereotypen aufzubrechen. Sie betonen die Bedeutung beider Partner bei der Kindererziehung, entlasten die Mütter und erlauben es den Paaren, eine gleichberechtigte Arbeitsteilung mit Kind zu leben und zu verstetigen. Mutterschaft und Vaterschaft müssen nichts Grundverschiedenes sein. Wenn wir uns für unsere Ziele einsetzen, können wir die Ungleichheiten überwinden. ● Mandy Arendt

D'GEDICHT VUN DER WOCH



Kris am Bausector

Jacques Drescher

Eng Schmuel weilt gär bauen,
Mee dat ass net méi dran.
De Marché mécht bal alles,
Dass si net baue kann.

Vill Beton, mee keng Leemkaul,
Kee Pull an och kee Knascht:
Et feelt u Matière première
Fir d'Schmuel an hiert Nascht.

Nei Haiser hu kee Kulang:
D'Hauschmuel mécht sech drop.
D'Stallschmuel fénnit keng Plaz méi:
Nei Ställ, déi hu keng Stopp.

Eng Schmuel ka gutt bauen;
Hir Technik ass perfekt.
Dee Villche baut och besser
Wéi haut all Architect.

CHRONIQUES DE L'URGENCE

Le donut, bonne pâte et intransigeant à la fois

Jean Lasar



Le ministre de l'Économie a crânement, comme il le fait à l'occasion, posé la question de la décroissance

Recherche scientifique de la région, a appelé son « portrait doughnut ». Si jamais ce modèle s'impose à Luxembourg, il faudra s'y habituer : au lieu de tableaux montrant l'évolution du PIB ou de l'emploi, l'illustration centrale de ces démarches est ce beignet dont les débordements, vers l'intérieur et l'extérieur, indiquent les impacts sociétaux et écologiques insoutenables sur lesquels il va falloir agir pour dessiner les contours de l'économie post-croissance vers laquelle on entend évoluer.

Car s'il y a bien une chose que Barbara Trachte et ses deux collègues, Barbara Goffin et Géraldine Thiry, ont souligné, c'est à quel point il est critique, pour que l'approche doughnut puisse fonctionner, que l'on « diminue notre dépendance structurelle à la croissance », que l'on devienne « agnostique » par rapport à cette notion, bref que l'on abandonne le but d'une croissance du PIB.

La région de Bruxelles-Capitale, ce « paradoxe socio-économique » (un PIB par habitant de 61 300 dollars par habitant assorti d'un taux de pauvreté de 31,4%) a donc choisi de mobiliser sa propre administration, l'école de management ICHEC, l'association de facilitateurs Confluences et un laboratoire ad-hoc baptisé DEAL pour lancer un « catalyseur de transition » appliqué à son propre territoire. Une première version de son donut montre qu'il est en dépassement sur au moins les deux-tiers de ses secteurs en matière sociétale, et sur quatre d'entre eux (sur neuf) en matière de limites planétaires (changement climatique, acidification des océans, utilisation de fertilisants, conversion des terres). Une deuxième version devrait être publiée en mai prochain. L'exercice, qui comporte aussi une boîte à outils destinée aux entreprises pour les aider à réaliser leur cartographie doughnut et en dériver une stratégie de « deep design », se conjugue à l'ambition de transition économique menée par la région, « Shifting Economy ». Parmi les organisations qui participent à ce pilote figurent deux noms connus au Luxembourg, Sodexo et Croix-Rouge.

Dans l'univers doughnut, l'on va donc trouver des économistes qui demandent que l'on « voie l'ensemble du tableau », que l'on réinvente la structure des entreprises afin qu'elles deviennent plus égalitaires et régénératives par dessin, que l'on « redessine pour redistribuer », que l'on parte de la nature humaine plutôt que de l'homo economicus, que l'économie vise à s'insérer dans les cycles du vivant : c'est rafraîchissant, tant l'on s'est habitué à entendre ce genre de revendications dans la bouche de non-économistes, que les tenants de l'orthodoxie de la discipline ont coutume de regarder de haut.

Quelles sont les chances de voir le doughnut et ses déclinaisons prendre la place des tableaux de bord servis traditionnellement par le Statec et avidement repris par le gouvernement ? Au vu des réactions des ministres présents, elles ne sont pas nulles. Le ministre de l'Économie en particulier a signalé que cette approche faisait partie de celles évaluées dans le cadre de l'exercice Luxembourg Stratégie et a pu se vanter d'avoir déjà personnellement rendu visite, en septembre dernier, à BrusselsDonut. C'est, a-t-il dit d'emblée, « un modèle qui me plaît beaucoup ». C'est lui aussi qui a crânement, comme il le fait à l'occasion, posé la question de la décroissance, dont le moins qu'on puisse dire est qu'elle ne fait pas l'objet d'un consensus au gouvernement. Sa collègue en charge de l'Environnement a dit souhaiter voir « comment le donut peut nous aider à concevoir le développement économique », mais a tenu à préciser que, même s'il s'agit d'un « concept inspirant » il n'y a pas à son avis de « silver bullet » face aux crises que nous affrontons. Corinne Cahen, si elle a mis en avant l'importance des transferts sociaux au Luxembourg et son attachement à la lutte contre la pauvreté, qui relève clairement des objectifs de la *doughnut economy*, est sans doute celle des trois ministres qui s'est montrée la moins enthousiaste à son égard.

Certes, la conférence a largement éludé la question de la place financière luxembourgeoise, dont le portrait donut, si on devait le dessiner, déborderait féroce­ment vers l'intérieur et l'extérieur des limites imparties du fait des impacts délé­tères des investissements gérés depuis le Grand-Duché. Mais qu'à cela ne tienne : contrairement aux méthodologies utilisées jusqu'ici pour amorcer les indispensables transformations de l'économie, celle du donut est, jusqu'à preuve du contraire, à la fois robuste, incorruptible et, comme l'a souligné Barbara Trachte, éminemment reproductible. Serait-il en mesure d'imprimer aux mesures prises par le gouvernement luxembourgeois la cohérence qui leur manque cruellement ? Par la bouche de son président, Romain Poulles, le Conseil supérieur du développement durable, dont l'ambitieux plan d'action « One Planet Luxembourg », présenté en février, est loin d'avoir fait bouger les lignes, a fait comprendre qu'il veut y croire. ●

Histoires alternatives pour héroïnes oubliées

Le deuxième semestre de l'année (à partir du 30 juin) verra une nouvelle présentation de la collection Mudam, confiée à deux commissaires invités, Shirana Shahbazi, photographe, et Tirdad Zolghadr, écrivain, critique et commissaire d'exposition. En guise d'amuse-bouche, dès ce week-end, on peut découvrir la vidéo *Pollinator*, de Tourmaline, lauréate du Prix artistique Baloise 2022. (Depuis 2015, le Mudam est un des musées récipiendaire des donations liées à ce prix). Tourmaline est une artiste, écrivaine et militante transgenre qui travaille avec la vidéo et la photographie (photo : Sven Becker). Elle réalise des mises en scène complexes, mêlant archives personnelles, officielles et films tournés, où elle rend hommage à des figures importantes des mouvements LGBTQI+ et de la culture queer en esquissant une histoire alternative des communautés transgenres noires. *Pollinator* s'inscrit dans cette démarche de réécriture d'histoires oubliées ou mal représentées dans les sources officielles. On y voit l'artiste en train d'évoluer dans le Brooklyn Botanic Garden. Elle effleure les plantes et ses vêtements s'imprègnent de leur matière. Tourmaline agit comme une « pollinisatrice ». Sa promenade sensuelle est entrecoupée d'images d'archives présentant Marsha P. Johnson, performeuse qui

fut l'une des principales figures du soulèvement de Stonewall en 1969.

Pour la première présentation individuelle du travail de Tourmaline dans un musée européen, une rencontre avec l'artiste (photo: Sven Becker) est prévue ce samedi avec, à 15h, une sélection de trois courts-métrages, suivie d'une conversation avec Marie-Noëlle Farcy (responsable de la collection) et Line Ajan (chargée de conservation). Dans *Atlantic is a Sea of Bones* on découvre Egyptt LaBejia, une performeuse new yorkaise des années 1980-90. Le film révèle comment la violence historique et systémique dans la vie des Noirs queer et trans, continue de hanter nos paysages contemporains. *Mary of Ill Fame* met en forme une histoire autour de Mary Jones, une femme trans noire et travailleuse du sexe qui a été incarcérée dans les années 1830 pour avoir volé le portefeuille d'un homme. *Happy Birthday, Marsha !* entrelace des scènes imaginaires avec des images d'archives pour contrer l'effacement des femmes transgenres de couleur dans les récits de résistance politique, ici les émeutes de Stonewall. Pour prolonger l'esprit festif et queer de l'artiste, le Mudam invite à une after party de 21h à minuit au Guddé Wellen avec les DJs African Acid is the Future, venus de Berlin. [fc](#)



Land

03.03.2023

THÉÂTRE



« J’allais mourir à mon tour »

« Plus tard, l'année d'après – j'allais mourir à mon tour – j'ai près de trente-quatre ans maintenant et c'est à cet âge que je mourrai, l'année d'après (...) », c'est ainsi que débute *Juste la fin du monde*, la pièce écrite au printemps 1990 par Jean-Luc Lagarce. Un jeune retourne voir sa famille pour lui annoncer sa mort prochaine ; il repartira sans avoir pu s'exprimer. Deux ans avant de se mettre à l'écriture de ce qui deviendra *Juste la fin du monde*, le dramaturge français avait été diagnostiqué séropositif et noté dans son *Journal* : « Sourire, faire le bel esprit. Et taire la menace de la mort – parce que tout de même... – comme le dernier sujet d'un dandyisme désinvolte. » La pièce sera rejetée par toutes les maisons d'édition. Elle ne sera montée qu'en 1999, soit quatre ans après le décès de son auteur pour devenir une de ses œuvres les plus connues. Myriam Muller la met en scène au Kinneksbond de Mamer. La pièce y sera jouée tout au long de la première quinzaine de mars (photo de Tristan Schotte dans le rôle de Louis par Bohumil Kostohryz). [bt](#)

PROGRAMME

Sauer

On se souvient de Themis Christophidou, directrice générale pour la Culture et l'Éducation à la Commission européenne, qui avait choisi la mauvaise illustration en félicitant Esch2022 : Au lieu d'Esch-sur-Alzette, elle posta une photo de sa quasi-homonyme, Esch-sur-Sûre, 73 kilomètres plus au nord. La commune de l'Oesling a dévoilé vendredi dernier son programme culturel pour le printemps-été, l'intitulant de manière très *tongue-in-cheek* « Esch23 ». Les édiles tentent d'antidater l'origine de leur village, dont ils disent célébrer cette année le « jubilé du millénaire ». Une approximation historique, puisque le premier document à évoquer l'existence est un acte d'échange immobilier bourg datant de 927. Du programme, on retiendra surtout la renaissance du Marionettefestival à Tadler (à une petite dizaine de kilomètres d'Esch-sur-Sûre) qui se tiendra du 26 au 29 mai. En 2018, les Rotondes avaient renoncé à l'organiser. Cinq ans plus tard, le festival renaît, grâce aux sous de la commune et du ministère. (La coordination et la programmation sont outsourcées à « l'agence d'ingénierie culturelle » Service for creatives.) Pour le reste, la programmation reste plutôt convenue. Michel Margue donne une conférence sur l'histoire médiévale d'Esch-sur-Sûre, Claude Mangen fait jouer sa nouvelle pièce *Tëschtzwee* et Serge Tonnar se produit avec son groupe Legotrip. [bt](#)

CARNET NOIR

Anise Koltz

Le monde des lettres est en deuil avec la disparition de la poétesse Anise Koltz, ce 1^{er} mars à l'âge de 94 ans (photo : Philippe Matsas). Elle avait dédié sa vie à l'écriture et à la poésie d'abord en allemand – qu'elle abandonna à la mort prématurée de son mari des suites des tortures que lui avaient infligées les nazis pendant l'Occupation –, puis en français, ce qui lui valu d'être la première luxembourgeoise à entrer dans la prestigieuse collection de poésie de Gallimard. Elle a aussi œuvré à valoriser la littérature et la poésie, notamment à travers Les journées littéraires de Mondorf, dont elle fut la fondatrice avec son mari René Koltz ainsi que les auteurs Nic Weber et Edmond Dune en 1962. Ces Journées favorisant la rencontre et l'échange entre auteurs de nationalités différentes, notamment entre écrivains germanophones et francophones, poursuivaient l'œuvre du cercle littéraire de Colpach, où l'épouse de son grand-oncle Émile, Aline Mayrisch, faisait déjà se rencontrer André Gide et Walter Rathenau. Elle a ainsi côtoyé le gratin de la littérature européenne, Thomas Bernhard, Hermann Hesse, Alain Bosquet (avec qui elle a fondé l'Académie européenne de la poésie) ou Jacques Izoard. Son œuvre a été saluée par de nombreux prix littéraires, dont le Goncourt de la poésie Robert-Sabatier pour l'ensemble de son œuvre en 2018. La poésie d'Anise Koltz est

qualifiée de sobre et méticuleuse, proche de l'épure, voire de l'âpreté. Sa proximité avec la nature et la spiritualité n'empêche pas un ancrage fort dans le réel, la condition humaine, le monde qui l'entoure. Elle l'écrivait dans *Un Monde de Pierre* en 2015, « À ma mort / je mélangerai mon corps d'argile / avec celui de l'aimé / décédé avant moi / Nous fusionnerons / une dernière fois / pour affronter / l'éternité barbare ». Son anticipation est désormais exhaussée. Sa voix manquera. [fc](#)



ESCH 2022

Medienpartner

Replay 22 heißt der Dokumentarfilm, den RTL im Rahmen seiner Medienpartnerschaft mit der Europäischen Kulturhauptstadt Esch 2022 produziert und am Samstag auf *RTL Télé* ausgestrahlt hat. Regie führte der Filmemacher Fränk Grotz, der bereits 2019 für *RTL* das Porträt eines Taxidermisten in der Doku-Reihe *Rout-Wäiss-Gro* erstellt hatte. Für den Autohändler Losch hat er 2022 einen Werbespot mit der *Capitani*-Hauptdarstellerin

Sophie Mousel gedreht. *Replay 22* erzählt die Geschichte der Europäischen Kulturhauptstadt von der Eröffnung im Februar bis zum Closing Event im Dezember aus unterschiedlichen Perspektiven. Zumindest gibt der Film das vor. Hauptdarsteller/innen sind Generaldirektorin Nancy Braun, die ihren üblichen Remix-Spin zum wiederholten Mal entfalten darf, und Esch 2022-Präsident Georges Mischo (CSV), der die Kulturhauptstadt trotz widriger Umstände, wie Corona-Beschränkungen, „durchgezogen“ hat. Auch die Supporting-Acts haben (fast) nur positive Erfahrungen gemacht: Ein begeistertes Paar, das der Filmemacher zu drei Veranstaltungen begleitet hat; ein engagierter ehrenamtlicher Helfer aus Esch, der zwischenzeitlich zwar mal sauer wird, weil man ihn falsch eingeteilt hat, am Ende aber wieder glücklich ist. Auch die (wenigen) Projektträger/innen, die im Film zu Wort kommen, fanden Esch 2022 ganz toll; die idyllischen Spots von ausgewählten Kunstprojekten, die zwischen den Gesprächen eingespielt werden, sollen das belegen.

Kritische Stimmen, die es durchaus zur Genüge gab, kommen im Rückblick von Fränk Grotz nicht vor. Auch die politische Dimension, die Esch 2022 seit der Verleihung des Titels begleitet hat, wird im Film nicht thematisiert. Allerdings dürfen Nancy Braun und Georges Mischo Kritik als unberechtigt zurückweisen, weil „das bei Europäischen Kulturhauptstädten immer so ist“ (Mischo) und es in Luxemburg „einfach zum guten

Ton gehört hat, gegen Esch 2022 zu sein“ (Braun). Als die Projekte dann nach und nach sichtbar geworden seien, sei die Kritik weitgehend verstummt, meint Nancy Braun. Dass der Stoff das Potenzial hatte, aus *Replay 22* mehr zu machen, als seichte *RTL*-Abendunterhaltung, zeigt eine Szene gleich am Anfang: Der Käerjenger CSV-Bürgermeister Michel Wolter schnauzt den Escher CSV-Bürgermeister Georges Mischo an, weil er und neun andere Bürgermeister während der Eröffnungszeremonie im Backstage warten müssen und erst ganz zum Schluss auf die Bühne dürfen. Es ist der einzige Moment, in dem der Zuschauer erkennt, worum es bei Esch 2022 tatsächlich ging. [ll](#)

POLITIQUE

Pas tout à fait les mêmes

Le 16 décembre dernier, la loi entérinait la création de l'établissement public « Kultur | lx – Arts Council Luxembourg », alors que la structure de soutien aux artistes et de promotion de la culture avait été créé en juillet 2020, d'abord comme asbl. Un nouveau conseil d'administration vient d'être nommé, pour cinq ans. On s'étonne de voir la présidente sortante, Catherine Decker, remplacée par Jo Kox à la tête du CA, même pas trois ans après sa prise de fonction. (Elle siège cependant toujours comme membre du conseil.) En revanche, les membres représentant

diverses associations d'artistes ou d'institution culturelles, restent les mêmes. On y retrouve Bernard Baumgarten pour la Theater Federatioun ; Jérôme Konen, pour le Réseau luxembourgeois des centres culturels régionaux ; Gast Groeber, les écrivains de A:LL Schréftsteller*innen asbl ou Michel Welter, représentant l'Alliance Musicale et qui reste vice-président. Du côté des représentations ministérielles, Christina Pinto (ministère des Finances) fait sont entrée alors que Iris Depoulain (Économie) et Jean-Claude Kugener (Affaires étrangères) sont toujours présents. Autre nouveauté, Florence Ahlborn qui représente l'Œuvre nationale de secours Grande-Duchesse Charlotte fait son entrée dans ce CA, une place qui n'existait pas dans l'ancienne structure. [fc](#)

KINO

Vater und Sohn

Nach *The Father* hat der Drehbuchautor und Regisseur Florian Zeller ein weiteres seiner Theaterstücke, *The Son*, für die große Leinwand adaptiert. Der Sohn ist Nicholas (Zen McGrath), ein junger Mann, gefangen in einem Zwischendrin. Die Scheidung seiner Eltern hat er noch nicht überwunden, die neue Beziehung, die sein Vater führt, kann er noch nicht vollends akzeptieren, sie irritiert ihn. Wo Florian Zeller in *The Father* noch die Anbindung an die Erlebniswelt eines an Demenz leidenden Mannes erreichte, durch immer wieder zum Einsatz gebrachte subjektive Einstellungen, die seine Wahrnehmung, die im Schwinden begriffen ist, erfahrbar machte, da operiert er in *The Son* in umgekehrter Weise: Nicht die Ich-Perspektive des titelgebenden Sohnes ist der narrative Fokalisierungspunkt, sondern der unmittelbare Wahrnehmungsraum des Vaters (Hugh Jackman) steht im Mittelpunkt. Mit ihm ist zu lachen, zu weinen, zu verzweifeln angesichts eines nie ganz zu verstehenden jungen Mannes, der unter den Herausforderungen des Lebens leidet.



Hugh Jackman und Zen McGrath

Ein vergangenes Leben hinter sich lassen, ein neues zu beginnen, stürzt ein Scheidungskind in eine Existenzkrise. Er ist das Bindeglied zweier Welten, die Doppelpersönlichkeit, die eine gescheiterte Ehe hinterlässt. *The Son* stellt selbstverständlich große Sinnfragen über familiäres Glück, die Harmonie der Kernfamilie, die Erneuerung sozialer Beziehungen, doch die Wirkungsmacht seiner Themenkomplexe entfaltet sich dem Publikum vollends erst durch deren Auswertung in der filmischen Präsentation: Zeller erzählt diese Lebenswirklichkeit einer Familie in einem unmittelbaren, wilden Stilgemisch, nicht linear und nicht als abgefilmte Theaterbühne, weder ganz naturalistisch, noch überaus hochstilisiert; er begibt sich auf einen ästhetischen Kampf mit beiden Tendenzen, die in ihrem Aufeinandertreffen eine Form des „erhöhten Realismus“ erreichen, den man so im Kino nur selten sieht. All die Alltagssituationen, die da scheinbar ganz von allein ineinandergreifen, kommen nie ganz natürlich zustande. Kein Dialog, kein Wortgefecht setzt unvermittelt und aus sich selbst heraus ein. Kein noch so kleines Detail in der Ausstattung eines hypermodern eingerichteten Apartments wirkt wie beiläufig gesetzt, kein Lichteinfall ist Ausdruck einer natürlichen, zufälligen Erscheinung. In diesem stilisierten, von kühlem Design geprägten Drama erzählt der Regisseur von den inneren Krisen einer Familie, die mit der Unfähigkeit zu Nähe und Vertrauen zu kämpfen hat. Zeller arbeitet mit einem ausgeklügeltem Farb- und Raumschema, nutzt die auditiven Elemente zudem so, dass ein filmischer Raum gebildet wird, den dieser Nicholas zwar bewohnt, dem er aber offensichtlich nicht angehört. Was dann bleibt, ist die eindrucksvolle Großaufnahme des Gesichts von Zen McGrath, in dem wir aber nie wirklich lesen können. Es bleibt die Erkenntnis, dass dem Sohn auch inmitten des Lebens kein Rückzugsort für sich bleibt – und zur gleichen Zeit macht der Zuschauer diesen Abstieg in die Hölle dieser kaputten Existenz mit. Es geht um die generationenübergreifenden Begegnungen mit der tiefsten Verzweiflung, die tiefe Spuren hinterlassen. Zeller schildert all das mit einer größtmöglichen erzählerischen Aufrichtigkeit, die seine Figuren nie ganz dem Stereotyp hin- oder die Geschichte der Sentimentalität preisgibt.

Zeller erreicht so eine Dramatik, die freilich dem Prinzip der Steigerung verpflichtet ist, er gestattet seinem Publikum kaum Momente des Aufatmens, sondern zielt bewusst auf die Aufrechterhaltung der dramatischen Intensität, die er zuvorderst über die Virtuosität seines Schauspielensembles garantieren kann. Ähnlich wie in *The Father* müsste man bei *The Son* von einem filmischen Erlebnis sprechen, das in seiner Intensität äußerst präsent und dringlich auf sein Publikum einwirkt, ja es gleichsam ganz in seinen Bann zieht; ein Gefühlsrausch, der bis zu seinem Ende nicht abreißt. ● Marc Trappendreher

Farinelli Song

Lucien Kayser

Ils étaient à l'apogée au 18e siècle. Mutilés, certes, adorés, célébrés. L'engouement pour les castrats s'était répandu depuis la chapelle Sixtine, avant que les papes ne mettent fin à la pratique de la castration avant la puberté pour avoir des chanteurs de sexe masculin, à la voix aiguë, à la tessiture maximale, pour remplacer les femmes alors interdites de scène. Carlo Broschi, surnommé Farinelli, fut l'un des plus connus, avec un ambitus de trois octaves ; il est autrement emblématique puisque d'aucuns à partir de l'analyse du cadavre ont même voulu qu'il fût né femme, trichant pour braver la censure et faire carrière (*Forumopéra*, avril 2013).

Quoi qu'il en soit, le voici qui, avec Judith Deschamps, nous fait cadeau d'une exposition, de grande beauté, de belle émotion, dans deux salles du Casino Luxembourg, jusqu'au 16 avril. Pour son film *Farinelli*, en 1994, Gérard Corbiau avait déjà fait appel à l'Ircam, Institut de recherche et coordination acoustique/musique, pour reconstituer la voix du castrat. Le résultat ne fut guère probant, on se décida pour le mixage de voix de contre-ténor et de soprano colorature. Les nouvelles technologies aidant, on peut faire mieux aujourd'hui ; réinventer, recréer. Judith Deschamps et le compositeur Sá-Dantas, avec l'équipe Analyse et synthèse des sons, s'y sont mis pour un air en imitation du rossignol que Farinelli est aurait chanté toutes les nuits au roi d'Espagne pour calmer sa mélancolie.

Dans une première salle, à l'étage, se font face un appareil très technique, et à l'autre bout, dans une niche, comme pour une relique, inondée de lumière, la transposition en 3D d'un larynx associé à un pavillon d'oreille, les deux à partir de gravures des alentours de 1600. Le visiteur, lui, monte et avance sur un polyèdre étroit, et se rapprochant de la niche, des capteurs font que s'élève cette voix fabriquée à Beaubourg, aux arpegges faciles, époustouflants. Nous sommes ramenés à la situation de Philippe V, en même temps à la pointe extrême de l'invention, et passé, présent et sans doute futur se rejoignent. De même, autre caractéristique de la manière de Judith Deschamps, opposition, conjonction plutôt, ou dira-t-on consonance, de la *techné* (la plus poussée) et de l'humain, de son expression dans l'art contemporain.

À gauche, vous poussez le rideau, entrez dans une deuxième salle, pour un film, Judith Deschamps elle-même parlant de conte vidéo-graphique (d'une durée d'une trentaine de minutes). Là encore, telles images transportent au dix-huitième siècle, de même les protagonistes, en l'occurrence les chanteurs, sont costumés en pages, en serviteurs, et en opposition, dans les studios et les couloirs de l'Ircam, vous voyez les techniciens et leurs outils, et sur son lit, la grand-mère âgée de 93 ans de l'artiste. Toutes ces images, sur l'écran panoramique, frappent par un éclat, une pureté, mais plus encore que par leur beauté, elles s'imposent avec les narrations, les récits,

par les émotions véhiculées, qui passent avec force. Ainsi, la grand-mère, dans cet environnement de notre société technologique, tout en ramenant au début à la cour d'Espagne, confronte le visiteur avec la fin de la vie. Les jeunes chanteurs, l'un s'est décidé à une transition de genre, un autre à une mue silencieuse par exemple, nous disent leur vie. C'est très indiscret, très intime, mais c'est fait avec beaucoup de pudeur. Nous voilà saisissant le plus près possible les interrogations, les limites de l'identité et de sa construction.

D'une partition annotée par Farinelli lui-même au film de Judith Deschamps, à cette *Mue* et à l'exposition *an.other voice*, un long chemin a été parcouru, de réflexion, d'invention. Il a abouti à des œuvres où l'initiative de l'artiste, sa collaboration avec l'Ircam, l'engagement de pas moins de six voix, deux enfants, une soprano, une alto, un contre-ténor, un ténor léger, n'ont pas seulement donné comme une immortalité, une autre sorte d'universalité, à ces castrats, leur voix sans corps, non sans chaleur ou expression,



La voix peut être mise en espace

comme le disait Jean-Jacques Rousseau. Au Casino, il y a plus : une mise en espace (dans la première salle), une mise en scène (dans le film), renouant avec les moyens d'aujourd'hui avec un souci et une volonté très XVIII^e.

Il reste ceci, une appréhension en premier. Que les visiteurs, comme cela se passe si souvent pour des vidéos, n'y jettent qu'un coup d'œil furtif. Non, il faut absolument rester les trente minutes, pour saisir la richesse, les tenants et aboutissants de la démarche de Judith Deschamps. Et pour y entrer de façon plus profonde encore, rentrés à la maison, tapez sur votre ordinateur : Judith Deschamps, *La Mue*, vous aurez quatre épisodes explicatifs de l'Ircam, et si vous continuez avec Fabula.org, un texte, très dense, de l'artiste même, *La mue, la mort et le chant d'une IA*. Cela dit, le Casino aiderait en mettant à la disposition de suite ces documents, l'expérience de pareille visite ayant vocation d'aller au-delà de la pure esthétique. ●

LUXEMBOURG CITY FILM FESTIVAL

Die große Kinowelt – und Kanada – zu Gast in Luxemburg

Tom Dockal

Obwohl der Startschuss schon gestern Abend gefallen ist – François Ozon gebührte der Eröffnungs-Slot –, öffnet das Luxembourg City Film Festival erst heute dem breiten Publikum seine Türen. In den kommenden zehn Tagen, bis einschließlich Sonntag, den 12. März, bietet das LuxFilmFest einen subjektiven Überblick des weltweiten Filmschaffens an. Weltkino aus allen Herren Länder und die lokale (Ko-)Produktion reichen sich dabei die Hände. Trotzdem kann man so manches beobachten. Die luxemburgische Filmproduktion, der jedes Jahr ein nicht zu ignorierender Platz eingeräumt wird, scheint dieses Jahr nicht mehr ihr Dasein abseits vom Rest des Festivals zu fristen. Gleich drei Filme, die mit hiesigen Steuergeldern mitfinanziert wurden, haben es in den Wettbewerb geschafft.

Zwei Filme, die Animation und Murakami-Literaturverfilmung *Saules aveugles, femme endormie* von Pierre Földes und *Los reyes del mundo* der Filmemacherin Laura Mora, sind Koproduktionen. An ihnen lassen sich zwei Trends aus dem 13. LuxFilmFest ablesen. Vier von insgesamt neun Wettbewerbsbeiträgen kommen vom südamerikanischen Kontinent. Außerdem kommt Kino aus Kanada keineswegs zu kurz. Ob das mit dem 2021 unterzeichneten Koproduktionsabkommen zwischen beiden Ländern zusammenhängt – das Großherzogtum gab sich vor einigen Monaten mit 30 Vertretern der Filmbranche beim Cinemaia Festival in Montréal die Ehre (*d'Land*, 11. November 2022) –, oder ob diese Filme aus hunderprozentiger Überzeugung ausgewählt wurden: Wir werden sehen. Der dritte luxemburgische Wettbewerbsfilm ist nicht nur lokal mitfinanziert, mit Laura Schroeder saß auch eine Luxemburgerin im Regiestuhl. *Maret* soll, so der künstlerische Direktor des festivals, Alexis Juncosa, während der Programmvorstellung letztes Jahr, mit einem Wettbewerbs-Slot bei der Berlinale geliebäugelt haben. Nun hat das Drama seine Weltpremiere zu Hause.

Wenn es auch lobenswert ist, dass das LuxFilmFest eine über die Jahre konsequent ausgewählte Dokumentarfilm-Sektion anbietet und dieses Jahr sieben Filme in dieser Kategorie, so bleibt es trotzdem bedauerlich, dass die Dokumentarfilm-Wettbewerbsbeiträge (bis auf eine Ausnahme) dem Publikum nur jeweils zweimal gezeigt werden. Die Spielfilme im Wettbewerb stehen dreimal auf dem Spielplan. Es sind diese kleinen Details, die den *film de fiction* und den *documentaire* nicht auf Augenhöhe gelangen lassen und voneinander scheiden. Obwohl in Berlin, wie auch schon in Venedig vergangenen September, Dokumentarfilme den Hauptpreis gewannen. Gleichzeitig programmiert das Festival eine beträchtliche Zahl an Filmen – über drei Dutzend! – außerhalb des Wettbewerbs sowie als *cartes blanches* oder Kooperationen in Einmal-Vorführungen. Natürlich geht es bei Festivals um das Entdecken von Filmen. Die Verzichtskosten bei der Auswahl sind aber auch bei dem eigentlich gemütlich überschaubaren LuxFilmFest groß und frustrierend.

Fünf Empfehlungen des 13. Luxembourg City Film Festivals:

We Will Not Fade Away von Alisa Kovalenko

Von der Berlinale kommt der neue Film einer ukrainischen Dokumentaristin, die dem LuxFilmFest nicht unbekannt ist. Er zeichnet das Porträt einer Handvoll resilienter Jugendlicher im Donbass, die die Hoffnung nach einer besseren Zukunft nicht aufgeben wollen. Kovalenkos Arbeit ist eine der traurig-schönsten Filme seit Langem.

Kommunioun von Jacques Molitor

Molitor hatte die letzte Zeit genug um die Ohren. Nicht nur konzenierte er die Miniserie *Coyotes*, sondern arbeitete auch an sei-

nem zweiten Spielfilm. Wie schon im Debüt *Mammejong*, steht auch jetzt eine Mutter-Sohn-Beziehung im Zentrum des Geschehens. Doch Mister Cinélunatique tritt nun in das ihm sehr bekannte Genrekino ein. Ein *coming of age* mit festem Biss.

De Humani Corporis Fabrica von Lucien Castaing-Taylor und Véréna Paravel

Einer der wenigen Filme, um die sich in Cannes vergangenes Jahr ein Mund-zu-Mund-Hype entwickelte. *De Humani Corporis Fabrica* wird dem Versprechen gerecht, das David Cronenberg machte: *body horror*. Wobei, von Horror kann nicht die Rede sein. Die beiden Regisseure tauchen mal mehr, mal weniger explizit in den menschlichen Körper ein und präsentieren Bilder, wie man sie noch nie gesehen hat.

Arnold is a Model Student von Sorayos Prapapan

Der Debütfilm des thailändischen Regisseurs legt sich mit dem Schulsystem an, das hier stellvertretend für das System Thailand insgesamt steht. Filmhistorisch kann eine Linie gezogen werden: von Jean Vigos *Zéro de conduite*, Truffauts *400 coups* und if... von Lindsay Anderson – hin zum Modellschüler Arnold. *The kids are alright*. Es lebe der zivile und jugendliche Ungehorsam.

Leonor Will Never Die von Martika Ramirez Escobar

Spielberg, Mendes, Chazelle, nichts für ungut, aber bitte schert euch zum Teufel und macht Platz für die philippinische Regisseurin, die einen Liebesbrief an das Action-Kino schreibt, wie man es so nicht allzu oft sieht. Dabei fällt der titelgebenden Protagonistin ein Fernseher auf den Kopf, befördert sie in ein Koma und sie wird zur Action-Heldin ihres eigenen Drehbuchs. ●

PHOTOGRAPHIE

Instantanés ?

Marianne Brausch



La galerie du théâtre avec vue sur la place du Brill

Après une première exposition dans le cloître de Neumünster, Paul Kirps revient, avec *Instant Choices* dans le foyer du Théâtre d'Esch, sur sa passion pour les photographies prises au Polaroid. Quand on demande à Paul Kirps pourquoi il a choisi cet endroit, il répond que c'est parce qu'il s'agit d'un lieu public et qu'en amoureux de l'architecture, il apprécie le foyer et sa forme en proue de navire. On note en effet la façade largement vitrée donnant sur la place du Brill et la ligne sinueuse des garde-corps façon paquebot qui se détachent du mur-rideau. L'angle est marqué sur toute la hauteur par un vitrail moderniste de l'artiste Franz Kinnen.

Paul Kirps sera présent dans l'exposition mercredi 8 mars à 19h. On espère avec son Polaroid SX70. Il devrait donner des explications sur son travail avec

cette caméra qui est l'acteur technique d'*Instant Choices*. La prise de vue est unique et l'image qui apparaît au bout de vingt minutes, est inversée par rapport à ce que le photographe a vu dans son viseur. Si les films sont à nouveau produits (ce qui vaut un regain d'attractivité du public pour la photo instantanée) ceux qu'utilise Paul Kirps, permettent seulement huit prises de vue.

La première qui accueille le visiteur, est un grand tirage à la puissante couleur orangée et aux formes sinueuses. C'est un élément dont on ne reconnaît pas l'appartenance. Il y a des lieux immédiatement identifiables – des bâtiments au Kirchberg – mais le diptyque de prises de vue dans un parc d'attraction ne semble pas une image du réel. Les tons sont rosés et l'effet flou, contrairement aux bâtiments aux lignes

nettes dans les tons gris et violet. L'émulsion chimique s'amenuise en fin de rouleau, la température extérieure au moment du développement instantané et à l'air libre, influe sur le résultat final.

Instant Choices est une sorte de carnet de notes visuel. Les photographies exposées en taille réelle sont regroupées par séries, disposées en rangée unique ou deux rangées superposées, voire côte à côte en binôme. Si on n'est pas étonné de voir dialoguer des pans de murs et des poutrelles métalliques, qui évoquent le travail « habituel » de Paul Kirps sur la géométrie, il y a aussi des snap shots comme dans un road movie. Seuls sont saisis des détails, extraits du récit linéaire d'un voyage. L'arrière d'un camion et la glissière de sécurité sur l'autoroute, des bateaux amarrés à un embarcadère, faisant le plein de mazout.

Toutes choses de l'ordre de la machine intéressent Paul Kirps. Mais on sait aussi sa passion pour la montagne, ses ondulations, ses plis et replis naturels. On la retrouve ici dans un jeu de tons noirs, gris et blancs, qui accentue ses anfractuosités, ses formes déchiquetées. De l'échelle du paysage, on passe à la pierre taillée dans la série vénitienne. Venise, la ville artificielle par excellence, que tout le monde prend en photo avec son téléphone portable.

C'est de l'anti-photographie et on suppose de l'ironie dans cette série, Paul Kirps préfère l'arrière des décors de fête foraine faits de bric et de broc. On pense à son exposition dans le Pavillon Annexe 22, aux œuvres posées sur des chariots à roulettes et leurs matériaux multiples, bois contre-plaqué, feuilles de plexi et d'Isorel, tapis de découpe (*d'Land* 16.07.2021). *Instant Choices*, finalement, ne fait pas exception dans les choix de Paul Kirps. Les prises de vue instantanées sont une expression qui fait partie d'un tout. ●

ECHTER'JAZZ FESTIVAL

Carte postale

En ce jeudi 23 février au soir, le centre-ville d'Echternach est quasiment désert. Sentiment de calme avant la tempête. On y croise uniquement un petit groupe d'anglophones qui semblent découvrir et apprécier les lieux. Parmi eux, Larry Goldings, le génial jazzman américain en pleine tournée européenne qui fait escale au Grand-Duché le temps d'une soirée. Avec son trio, il a enchaîné des concerts en Suède, en Norvège, en Italie, en Autriche et en Allemagne. Dans moins de deux heures, il jouera au Trifolion. Les spectateurs déjà présents ignorent encore la bourrasque à venir. Figure de la scène jazz locale et directeur des lieux de son état, Maxime Bender lance la troisième édition du Echternach Jazz festival. Le centre culturel accueille le dernier rejeton des festivals de jazz du pays. La programmation est ambitieuse et hétéroclite, mixant habilement formations étrangères et autochtones.

Justement, la troupe de Stefano Agostini s'est vu attribuer la lourde tâche de démarrer les festivités. Le contrebassiste et compositeur défend son projet *Point Cloud Echo*, fruit d'une résidence à Opderschmelz, qu'il avait présenté en mai dernier au festival Like a Jazz Machine et dont on gardait peu de souvenir. Il est toutefois accompagné par une belle brochette de musiciens : Steven Delannoye au saxophone ténor et à la clarinette basse, Thomas Decock à la guitare électrique, Pit Dahm à la batterie, Alex Koo au piano et Jérôme Klein au vibraphone (venu en remplacement de son comparse Pol Belardi). Des premières notes au piano volontairement fausses et une absence d'unisson. Puis des moues dubitatives qui précèdent des regards d'approbation lorsque le groupe trouve son rythme et prend du corps. La contrebasse est à terre, Agostini a le nez collé à ses machines. Des distorsions sonores et autres crépitements superflus accompagnent les retenues et envolées du pianiste, qui fera un sans-faute. Lorsqu'un faux contact persiste, un spectateur assis au second rang demande à son voisin « c'est fait exprès ça ? ». La troupe se fait ludique lorsque les artistes changent d'instruments pour une parenthèse dispensable. Un chant en chœur vient clore la performance. Il n'y aura pas de rappel.

Arrivent ensuite les têtes d'affiche, Larry Goldings, Peter Bernstein et Bill Stewart. Le trio, adulé à raison par la plupart des magazines spécialisés, s'installe peinarde avant de délivrer une performance sans faux pas. Goldings à l'orgue Hammond marche sur l'eau malgré des problèmes techniques manifestes. Entre deux morceaux, il semble demander de l'aide qui n'arrive pas. Qu'à cela ne tienne, il rafistole son clavier et fait comme si de rien n'était. La classe. Bernstein à la guitare et Stewart à la batterie sont professionnels jusqu'au bout des

ongles. Le trio enchaîne des reprises de standards signés Burt Bacharach (monstre sacré disparu au début du mois dernier), Antonio Carlos Jobim ou encore Hank Mobley. Larry Goldings aussi à l'aise au micro que derrière son clavier raconte sa balade effectuée quelques heures plus tôt. Il vante Echternach et son aspect de carte postale. L'ambiance est festive à souhait. Un rappel est donné. L'audience en feu en réclame un autre mais le trio ne reviendra pas. Il a respecté sa part du contrat.

Au Trifolion, le jazz sous toutes ses formes, a trouvé un nouveau refuge

Le lendemain le public se prend en pleine face un cocktail détonnant signé Village Zone, comprendre Georg Ruby au piano, Stephan Goldbach à la contrebasse et Daniel Weber à la batterie. La formation s'introduit avec une reprise déroutante de *St.Tropez Twist* de Peppino di Capri, twist italien désuet métamorphosé en jazz moderne qui sent bon le non-conformisme. Le trio présente grosso modo les morceaux de leur projet *Saluti A Peppino*. Les gus envoient du lourd. Ils ne se prennent pas au sérieux et en même temps leur musique est honnêtement difficile d'accès, à l'instar des partitions du pianiste, en gros caractères, pleines d'annotations colorées et indéchiffrables pour le commun des mortels. Ils sont rejoints par Sascha Ley dont la présence ne peut être que de bon augure. Elle explose sur une reprise de *Ich hab' noch einen Koffer in Berlin*. Là encore, vieille chanson populaire dépoussiérée par la troupe. Elle émeut ensuite avec une adaptation du *What are you doing the rest of your life* de Michel Legrand. Le festival se poursuit le lendemain, avec succès paraît-il. Le centre culturel Trifolion n'a pas à rougir face à ses homologues. Le jazz, sous toutes ses formes, a trouvé un nouveau refuge. ●

Kévin Kroczeck

ARTS NUMÉRIQUES

Prémonition(s)

Godefroy Gordet

« Le festival Multiplica démystifie la société digitalisée d'aujourd'hui à travers des œuvres numériques, des rencontres et des ateliers participatifs », lit-on sans la présentation. Si l'on entend le terme « démystifier » comme « détromper », soit en somme, « montrer la réalité telle qu'elle est », il s'agit bien de dessiller nos yeux face à ce qui bientôt deviendra notre norme, notre quotidien : un art numérique, encore futuriste aujourd'hui, prémonitoire d'un avenir qui approche à grand pas.

Tout commence par un vagabondage sur le parvis des Rotondes, pour profiter de *Towers*, sculpture audiovisuelle de l'artiste luxembourgeois Steve Gerges : neuf tours écrans, aux dimensions variables, enracinées dans un sol de terreau comme pour qu'elles poussent plus haut encore. Par-là, Gerges y conte graphiquement, par un contenu qui prolifère en temps réel, l'histoire du sud du pays. La chose est évidemment abstraite mais ne manque pas de nous captiver, au point de nous hypnotiser. Direction ensuite, la « blackbox » où projetés sons et images de *Minerals*, une œuvre de d'Andrea Mancini. Il nous dispense une boucle vidéographique, analysant les minéraux au microscope en les faisant se transformer telles des matières extraterrestres. Si en peu de temps l'artiste pluridisciplinaire, s'est fait un nid douillet dans le paysage des arts visuels luxembourgeois, avec *Minerals* on sent – presque trop – la dimension « exploratoire » que revêt encore son travail. Le produit final est très esthétique, liché, enveloppé d'une bande son d'une grande précision, mais nous renvoie en arrière, dans une démarche déjà largement dépassée. Néanmoins, Mancini a un bel avenir de ce côté du spectre artistique, reste à le voir grandir là aussi, comme il l'a fait avec sa musique.

Ensuite, passage à la billetterie qui annonce la soirée complète, et premier stop devant la performance *Kinemancia* de Jorge Crowe. L'artiste audiovisuel argentin et « développeur de technologie » montre sa machine à produire des sons et images dans une fausse contemporanéité qu'insuffle l'aspect mécanique de son instrument et la néo-musique qui en sort. Pour

Alive Painting est une ode poétique sur les vies qui peuplent la Terre, fragiles et précieuses

concevoir cet objet d'intrigue – que nombreux spectateurs iront observé à la fin –, le *Porteño* assemble cinq lecteurs de cassettes, un chariot d'imprimante à jet d'encre, un chariot de machine à écrire électrique, de vieilles bobines de téléphone et des pièces de machine à laver... L'instrument audiovisuel ainsi né d'une recherche quasi de l'ordre de l'ingénierie, Crowe en dispose pour faire entendre un langage musical encore non identifié. Par-dessus il invite à observer des délires visuels censés compléter l'audio mais ce volet est un peu fade. On finit par se focaliser sur la machine, posée là-bas au loin, devant l'artiste qui l'utilise à des fins musico-expérimentatrices. Les yeux plissés pour tenter de voir bouger les rouages, machins et bidules, là se situe le vrai intérêt de la musique nouvelle de Crowe, bien plus que dans ses élucubrations visuelles qui n'apportent franchement pas grand-chose, voire déroutent de l'intérêt principal.

La suite impressionne avec la géniale Akiko Nakayama. La japonaise avec *Alive Painting* livre l'une des plus belles performances transdisciplinaires qu'il nous ait été donné de voir. Faisant preuve d'une grande maîtrise de la matière, l'artiste peint avec elle et la fait vivre, se mouvoir, la dresse, la conduit, au son parfois de sa voix douce et rassurante, parfois juste par un souffle, un geste ou l'ajout d'une substance ou d'une autre. Son travail est tout simplement bouleversant par sa dimension organique. La matière vit entre ses mains. Mère de ces fluides, elle semble déesse de ce petit monde qui mute et se transmute. Usant à la fois de narration et d'abstraction, il réside aussi dans cette performance de véritables questions

sociétales, problématisées par l'action de diverses matières entres elles, métaphores et symboles de notre diversité qui s'entrechoquent trop souvent ces temps-ci, de nos cultures qui se mélangent, nos vies qui sont régies par une minuscule goutte d'eau faisant se transformer l'image picturale, nos mondes et univers, en somme. Tout simplement majestueux de virtuosité, *Alive Painting* est au-delà de sa teneur expérimentale, une déclaration poétique sur les vies qui peuplent la Terre, leur fragilité, et leur préciosité.

La tête embrumée, l'esprit apaisé, on emprunte le chemin pour arriver à l'entrée de l'exposition *Tête-à-Tête*. Pamphlet futuriste à la gloire des émotions humaines sous l'ère numérique. Sorte de foire exposition d'objets technologiques les plus complexes les uns que les autres dans ce qu'ils ont à dire de notre futur. Là, Justine Emard, Lancel/Maat, Simone C. Niquille, Zahra Poonawala, Patrick Tresset, Filipe Vilas-Boas montrent six œuvres où l'intelligence artificielle tente de nous caricaturer, nous croquer, nous analyser, et si tout cela amuse et étonne, la dimension si dystopique que cela comporte effraie au plus au point.

Et puis, Multiplica finit pour nous par un double live du compositeur du pays Slumbergaze et du britannique Rival Consoles. Deux concerts aux tessitures sonores collant parfaitement à l'affaire, permettant aussi de lâcher prise, après les nombreux questionnements personnels qu'impliquent tout ce que nous aurons vu. Eric Junker, a.k.a Slumbergaze, par une électro dark induit plie notre cerveau en quatre dans des rebonds rythmiques et harmoniques déroutants. Quand le londonien Rival Consoles, lui, fait danser ses cheveux sur sa musique narrative, sur-vitaminée pour le concert en présence, sans que personne n'ose trop s'aventurer à bouger son corps tout entier. Les têtes hochent, les lèvres sourient, le pari est tout de même rempli. Par cette fête se clôture cette longue soirée riche en découverte, et où notre esprit aura été largement sollicité, jusque dans ses retranchements, tant l'impalpable et la nouveauté de certains projets sonnent un renouveau esthétique et intellectuel pour l'art de demain... ●



La présence de Sascha Ley ne peut être que de bon augure

LUXEMBURGENSIA

Weggehen und wiederfinden

Claire Schmartz



Mel Duong

Kerstin Medinger

Wer hat noch nicht davon geträumt, einfach alles hinter sich zu lassen und wegzugehen. Und zwar gar nicht organisiert, sondern einfach so, in dem Moment, in dem einem der Gedanke kommt. Nicht lange Umzugskisten beschriften und Koffer packen, sondern einfach nur weg. Das ist das Leitmotiv der verschiedenen Geschichten, die sich in Kerstin Medingers Debütroman kreuzen. Sei es die Familiensituation, die für den 17-jährigen Tomás nicht länger zu ertragen ist. Sei es seine ins Schlingern geratene Schriftstellerkarriere und die Alkoholprobleme, die Tadi umtreiben. Oder die Flutkatastrophe, die Luxemburg und Belgien 2021 trifft, Autos wegschwemmt und Häuser überflutet, wie das von Lucie und Simone, die sich daraufhin stillschweigend einig sind: Bloß weg! Sie schwingen sich ins Auto, mieten einen Jeep oder melden sich auf eine Kleinanzeige ... und reisen von Luxemburg aus gen Süden, quer durch Frankreich bis nach Spanien.

Le Départ ist der erste Roman von Kerstin Medinger, die, nach einigen Etappen in Bordeaux und Paris sowie in der französischen Verlagswelt, heute Spanisch- und Französischlehrerin am Lycée technique in Ettelbrück ist. Sie schreibt schon länger, hat an Schreibworkshops teilgenommen und Artikel für *Le Jeudi* sowie Blogbeiträge verfasst.

Der Roman *Le Départ* wechselt zwischen den Perspektiven der fünf verschiedenen Figuren, springt von einem Ort zum anderen, von einer Figur mit großen Plänen und Herausforderungen zur nächsten. Dieser Polyperspektivismus kreist in allen Geschichten stets um einen

Allmählich, im Laufe ihrer Reise, auf der Suche nach Freiheit, Abenteuer oder Inspiration, lernen sich die Figuren selbst besser kennen und begegnen einander

gleichbleibenden Ausgangspunkt – den Drang, wegzukommen. Und so ist *Le Départ* vor allem eine Deklination verschiedener interessanter, sympathischer Figuren in einer gleichen Aufbruchstimmung.

« - Léo, mon chéri ! Simone te l'a expliqué. Nous ne reviendrons plus, c'est comme ça. Il n'y a rien à comprendre. Nous sommes majeures et vaccinées. Non, nous n'avons pas perdu la tête. Nous ne sommes pas séniles, Léo ! Je vais raccrocher, mon fils. Embrasse Manon de notre part ! »

Allmählich, im Laufe ihrer Reise, auf der Suche nach Freiheit, Abenteuer oder Inspiration, lernen sich die Figuren selbst besser kennen und begegnen einander. Dadurch rücken die Geschichten näher aneinander heran, was dem Roman guttut. Anfangs sind die Erzählungen trotz wechselnder Figuren und Perspektiven doch relativ ähnlich, denn der ihnen allen gemeinsame Antrieb ist der Aufbruch und die Lust auf das Ungewisse. Bejahend, energetisierend, kommt hier vor allem Reiselust auf, eine Sehnsucht nach flüchtigen Begegnungen *on the road* und Sonnenaufgängen. Ab dem Zeitpunkt aber, an dem sich die Wege kreuzen, entsteht eine andere Spannung. Ränke schmieden sich und aus Einzelkämpfern und -kämpferinnen werden Menschen, die sich unterstützen. Denn den Figuren ist auf ihrem Roadtrip immer klarer geworden, dass die Zukunft ungewiss ist. Offen. Frei, voller Möglichkeiten. Aber ab der Begegnung zwischen Tadi, Tomás, Isabelle, Lucie und Simone mit ihrem Kater Proust entstehen gemeinsame Herausforderungen und neue, konkretere Möglichkeiten, die aus klar charakterisierten Figuren eine Welt machen. ●

Kerstin Medinger: *Le Départ*. Roman. Français. Editions Phi 2022. 360 S. 18 €.

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 04.04.2023
Heure : 10.00 heures

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de modernisation des luminaires et remise en état des installations électriques à exécuter dans l'intérêt du Musée d'Art Moderne Grand-Duc Jean à Luxembourg.

Description succincte du marché :

- 5 centraux d'éclairage secours avec batteries ;
- 1 centrale incendie ;
- 8 centraux de contrôle d'accès ;
- 1 onduleur 80 kW ;
- Luminaires décoratifs : +/- 1 850 pièces ;
- Luminaires standards : +/- 1 000 pièces ;
- Luminaires de secours : +/- 190 pièces ;
- Luminaires normaux équipés de secours : +/- 320 pièces ;
- Adaptation de 8 tableaux électriques ;
- Longueur totale de câbles force : 1 000 ml ;
- Longueur totale de câbles data : 1 000 ml.

La durée des travaux est de 150 jours ouvrables, à débiter le 2^e semestre 2023. Les travaux sont adjugés à prix unitaires.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
27.02.2023

La version intégrale de l'avis n° 2300386 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

d'Lëtzebuerger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant** Stephan Kinsch (48 57 57-1; land@land.lu), **Rédacteur en chef** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), **Rédaction** France Clarinval (48 57 57-26; fclarinval@land.lu), Luc Laboulle (48 57 57-28; llaboulle@land.lu), Stéphanie Majerus (48 57 57 35; smajerus@land.lu), Sarah Pepin (48 57 57 36; spepin@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-20; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu), **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu), **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu), **Administration et publicité** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg Courrier Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d'Lëtzebuerger Land **Instagram** letzeburger_land **Impression offset** Mediahuis Luxembourg S.A. **Prix par numéro** 5,00 € **Abonnement annuel** 180,00 € **Abonnement étudiant/e** 95,00 € **Comptes en banque** CCPLLULL: IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL: IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLULL: IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEULL: IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL: IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXULL: IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

www.land.lu

d'Lëtzebuerger Land, régie publicitaire

... Et votre annonce fait

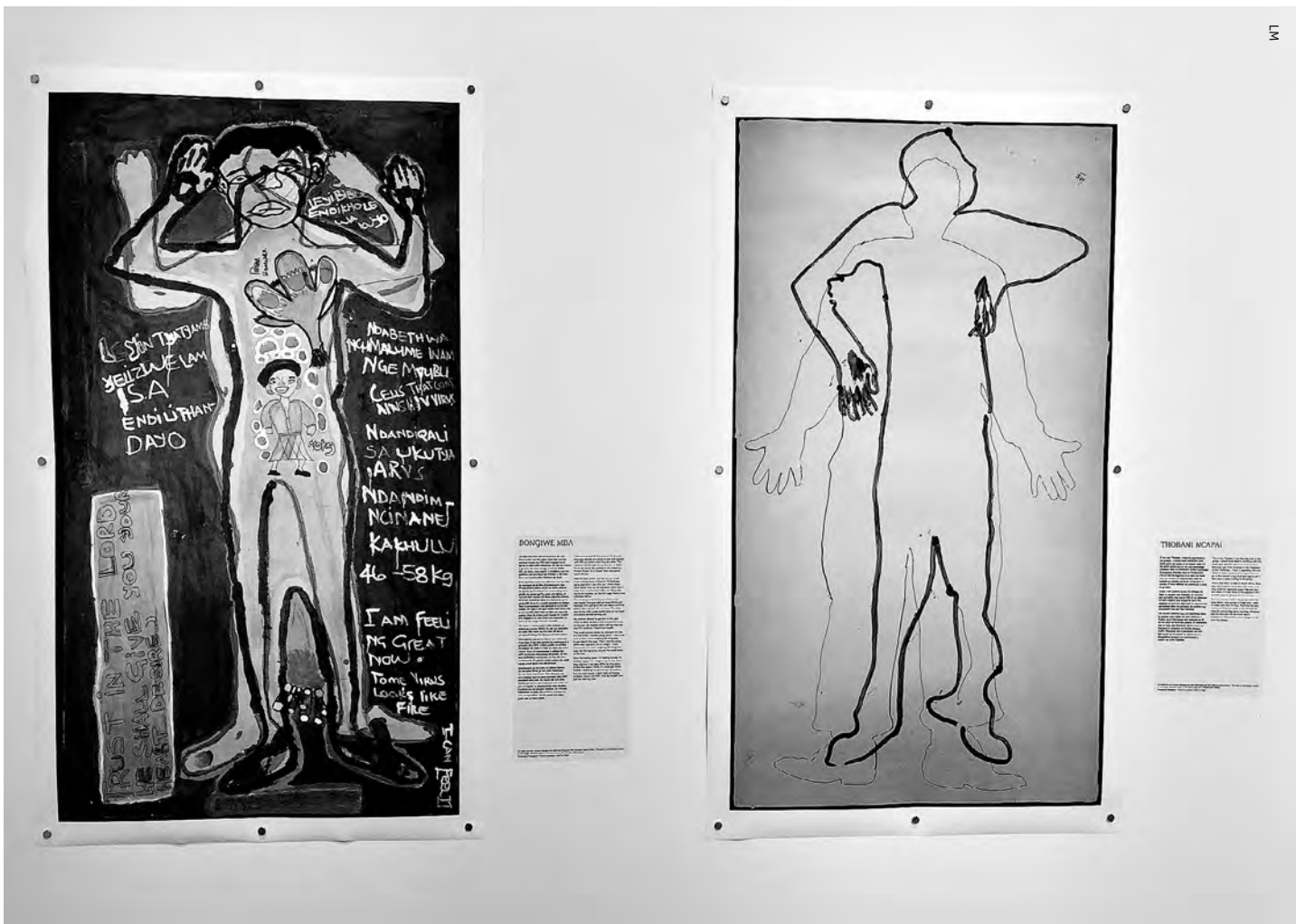
Contact :

Zoubida Belgacem
+352 48 57 57 32
zbelgacem@land.lu

AU PALAIS DE TOKYO, PARIS

The AIDS Crisis is still beginning

Loïc Millot



Les *Body Maps* où les communautés peuvent se cartographier

Dans l'énorme friche que constitue le Palais de Tokyo, le seuil de l'exposition *Exposé.e.s.* est marqué d'une bannière alarmiste citant Gregg Bordowitz : « The AIDS Crisis is still beginning ». À rebours des avancées scientifiques qui se veulent rassurantes, l'écriteau incite chaque visiteur à se tenir sur ses gardes, attentifs, les sens bien éveillés. Pourquoi la crise du VIH ne ferait-elle que commencer ? Car on en connaît désormais les

origines depuis la découverte majeure faite en 2014 par une équipe de chercheurs. Le rétrovirus aurait été transmis du chimpanzé à un chasseur du bassin du Congo au tout début des années 1920, suite à une morsure ou à une écorchure consécutive au dépeçage de la proie. De là, la critique d'art Mylène Ferrand voit dans l'expansion des zoonoses et la destruction de la biodiversité des raisons suffisantes pour prendre au sérieux la

sentence prononcée par Bordowitz en 2001. Le pire serait donc à venir.

Inspiré de *Ce que le sida m'a fait. Art et activisme à la fin du XXe siècle* (2017), livre dans lequel l'historienne de l'art Elisabeth Lebovici restitue la parole de ses compagnons de lutte, l'exposition revient sur l'épidémie la plus meurtrière du siècle dernier en croisant différents regards d'artistes,

impliqués dans des démarches personnelles ou collectives mais toujours résolument militantes. Certains (en) sont morts, quand ceux restés en vie les commémorent. C'est le choix en tout cas de Yann Beauvais dans son installation *Tu, sempre* (2002) où, face à la prolifération d'images pathétiques ayant trait à la maladie, l'artiste privilégie les mots, entremêlant les siens à ceux de documents scientifiques. Projetés sur des miroirs, ils se reflètent sur les parois d'une chambre noire où sont accrochées des photos personnelles qui conservent leur valeur sentimentale. C'est le choix pour lequel a opté également Lionel Soukaz dans *RV, mon ami* (1994), film réalisé le lendemain du décès de son compagnon Hervé Couergrou et constitué d'instantanés de vie et d'ivresse, de moments intimes et de frémissements poétiques. Comme celui-ci, clamé par Hervé : « Montrer au travers des mots des couleurs. Que de jeunes séropos artistes récréatifs ou professionnels en se regroupant peuvent ou doivent aussi trouver l'humour de cette situation, de vivre mieux ou de tenter de le vivre mieux. » *RV, mon ami* fait partie de *Journal Annales*, grand œuvre documentaire entamé en 1991 qui rassemble plus de 2000 heures de bandes sur l'histoire de la lutte contre le sida. Celles-ci ont été déposées à la Bibliothèque nationale de France.

Un autre écran se dresse non loin de là : ce sont les tentures de Lili Reynaud-Dewar qui forment un cercle sacré au pied de l'escalier principal. De grand format, celles-ci sont en partie rouges, comme éclaboussées de sang. Des citations y sont imprimées : « The ultimate queer emancipation is the abolition of homosexuality and the eradication of the homosexual ». On y lit plus loin cet autre paradoxe : « Queer liberation eradicates queers. » Deux vidéos complètent cette installation, dont l'une revient sur sa découverte de l'artiste norvégien Bjarne Melgaard et de ses livres qui déclinent chacun une facette de l'identité gay. L'artiste a également composé un livret d'après la polémique qui eut lieu au début des années 2000 entre l'écrivain Guillaume Dustan et le fondateur

L'exposition revient sur l'épidémie la plus meurtrière du siècle dernier en croisant les regards de différents artistes

d'Act-Up Paris, Didier Lestrade. C'est donc en musique que l'on entre dans l'installation de Lili Reynaud-Dewar : un chœur y entonne un chant dont l'enjeu porte sur la relation entre liberté et prévention des risques dans le contexte du VIH. Autre riche idée : celle d'exposer des portraits de femmes participant à des groupes thérapeutiques à Cape Town, en Afrique du Sud. Ce sont les *Body Maps*, un rituel au service d'une communauté où chacune peut s'inventer, se cartographier, se représenter. En écho à cette posture conjuratoire, l'œuvre plastique de Derek Jarman (1942-1994). Deux toiles de grand format sont les cris d'un homme en fin de vie ; l'une comprend en son centre une croix où le mot Death est inscrit dans une épaisse matière colorée (*Death*, 1993). L'autre, intitulé *Help* (1992), est lacérée horizontalement en plusieurs endroits. Plusieurs tableautins les secondent, commencés en 1986, l'année où Jarman est diagnostiqué séropositif. Tous sont hantés par la mort, le sortilège, la magie noire... ●

INTERNATIONALE FILMFESTSPIELE VON BERLIN

Der Vorhang ist gefallen

Martin Theobald

Am Ende läuft der Abspann. Mit den Gewinnerinnen und Gewinnern, den Prämierten und Überschenen, den Ausgezeichneten und denjenigen, die auf einen Kaffee vorbeischaute. Das Publikum reibt sich die Augen, gewöhnt sich an das gleißende Licht später Februartage, taumelt nach draußen, sortiert sich und findet sich schnell im Alltag wieder. Die Presse resümiert, rezensiert und stellt fest, dass auf den Internationalen Filmfestspielen von Berlin vor allen Dingen Streifen gezeigt werden, die nie und nimmer in Filmtheatern aufgeführt oder zu Publikumsmagneten werden. Und wenn, dann an einem heißen Sommersonntagmorgen, wenn das Publikum stille Stunden am See der modrigen Muffigkeit eines Kinosaals den Vorzug gibt. Eine Auszeichnung der Berlinale mag dann vielleicht noch ein bisschen Aufmerksamkeit und Pressezeilen erzeugen, aber mehr auch nicht. Die Filmschau von Berlin entwickelt sich immer mehr zu einem Klassentreffen der Filmelite, die vom Ruhm vergangener Tage zehrt und sich an den eigenen Werken ergötzt. Während man die Zuschauerinnen und Betrachter an Streamingdienste im Serienrausch verloren gibt.

Es bleibt die Chronistenpflicht: Der Goldene Bär für den Besten Film der 73. Berlinale geht an den Franzosen Nicolas Philibert und seinen Film *Sur l'Adamant*. Die Jury zeichnete den Film, der von den Besucherinnen und Besuchern einer Pariser Anlaufstelle für psychisch kranke Menschen handelt, wegen seiner humanistischen Ebene aus. Er sei der kinematografische Beweis für die Notwendigkeit, sich ausdrücken zu können. „Are you crazy, or what?“, reagierte der französische Dokumentarfilmer lakonisch ungläubig auf die Auszeichnung. Jurypräsidentin Kristen Stewart hatte zu Beginn der Berlinale gesagt, dass sie raue und kantige Filme möge. Genauso ein Film ist *Sur l'Adamant*, der eintauchen lässt in die Schicksale der psychisch kranken Menschen, die er in den Blick nimmt, ihre Perspektiven spiegelt und so Zugang zu ihrer Welt schafft. Das passt zum politischen Anspruch der Berlinale. Mehr als ein Nischendasein in den Programmkinos wird man dem Film, sollte er hier in die Kinos kommen, trotz Goldenem Bären nicht prophezeien können. Ähnlich ging es auch schon Adina Pintilie Film *Touch Me Not* – ein halbdokumentarischer Film, der 2018 den Goldenen Bären

gewann – und Gianfranco Rosis Dokumentarfilm *Seefeuer*, der 2016 als Bester Film ausgezeichnet wurde. Die Auszeichnung des französischen Films wirkte ein wenig wie eine Verlegenheitslösung, weil man niemand anderen bevorzugen wollte. Oder der einfachste Kompromiss in einem lauen Wettbewerb.

Als weitere Auszeichnung ging der Große Preis der Jury an Christian Petzolds *Roter Himmel*, der zweite Teil seiner Liebes-Trilogie. Auftakt war vor drei Jahren das Werk *Undine*, in dem Paula Beer damals den Silbernen Bären für die Beste Schauspielerische Leistung in einer Hauptrolle erhielt. Überhaupt ist Petzold gern prämiert Gast in Berlin. Schon 2012 für bekam er für *Barbara* den Silbernen Bären für die Beste Regie. Sein neuer Film, der mit Abstand stärkste der fünf deutschen Beiträge, erzählt vom Miteinander von vier jungen Menschen an der Ostsee, während im Hinterland die Wälder brennen. Ein hochaktueller wie unterhaltsamer Film. Der Silberne Bär „Preis der Jury“ ging an João Canijo für seinen magischen Film *Mal Viver*. Darin erkundet der Portugiese in betörenden Bildern die verletzten Seelen von fünf Frauen, die ein Familienhotel betreiben. In der Berlinale Sektion Encounters lief parallel das Spiegelstück *Viver Mal*, ein Film, der die Hotelgäste in den Blick nimmt und dieses Doppelprojekt zu einem Meisterwerk des zeitgenössischen Kinos macht. Der Silberne Bär für die Beste Regie ging an Philippe Garrel für seinen Film *Le Grand Chariot*, ein ebenso bewegter wie bewegender Film über eine Puppenspielerfamilie, die die Tradition der Familie erkundet. Es geht um Liebe, Familie, Freundschaft, Vaterschaft und natürlich um die Kunst. Garrel widmete den Bären dem großen Meister Jean-Luc Godard, der in Berlin in den 1960-er-Jahren für *Alphaville* ausgezeichnet wurde.

Mutig erwies sich die Jury bei der Auswahl für die beste schauspielerische Leistung. Prämiert wurde die achtjährige Sofia Otero. Sie spielt in dem Film *20.000 especies de abejas* der baskischen Regisseurin Estibaliz Urresola Solaguren in beeindruckender Selbstverständlichkeit einen gleichaltrigen Jungen, der sich und seine Identität sucht. Damit ist ein Silberner Bär erstmals an ein Kind gegangen. Selten sehe man so viele Emotionen und zugleich erschütternde

Einsamkeit, kommentierte Jurymitglied Francine Maisler die Auszeichnung. Der weitere Weg Oteros wird zeigen, ob der Preis eine Auszeichnung ist oder zur Bürde wurde. Gänzlich vergessen hat die Berlinale das Schicksal des bosnischen Schrottsammlers und Laienschauspielers Nazif Mujic, der vor zehn Jahren in Berlin als Bester Darsteller prämiert wurde. Er spielte sich seinerzeit in dem Film *Aus dem Leben eines Schrottsammlers* selbst. Im Herbst des gleichen Jahres kehrte er als Asylbewerber nach Deutschland zurück, wurde als Wirtschaftsflüchtling eingestuft und seine verfügte Abschiebung unter Duldung zunächst ausgesetzt. Im Sommer 2014 kehrte er nach Bosnien zurück. Drei Jahre später verkaufte er seinen Silbernen Bären, um seine Familie ernähren und Schulden abbezahlen zu können. Im Januar 2018 versuchte er erneut in Deutschland eine Lösung für die prekäre Situation seiner Familie zu finden. Er verstarb in Bosnien während der Berlinale 2018.

Der Silberne Bär für die Beste Schauspielerische Leistung in einer Nebenrolle wurde Thea Ehre für ihre Performanz in Christoph Hochhäuslers Film *Bis ans Ende der Nacht* ausgezeichnet. Die Authentizität, Reinheit und Schönheit habe die Jury „umgehauen“,

Filmemacher Nicolas Philibert freut sich über den Goldenen Bär für den Besten Film der Berlinale



sagte Jurypräsidentin Kristen Stewart. Ehre spielt eine transidentische Frau, die den verdeckten Ermittler Robert (Timocin Ziegler) zu einem Kriminellen führen soll. Damit das Klassentreffen Berlinale perfekt wurde, erhielt Angela Schanelec den Silbernen Bären für das beste Drehbuch für ihre Vorlage zu *Music*, eine freie Adaption des Ödipus-Mythos, die in ihrer anspielungsreichen Lückenhaftigkeit keine leichte Kost oder schlichtweg ein unverständlicher Film ist. Schanelec gewann bereits 2019 für ihren sperrigen Film *Ich war zuhause, aber ...* mit Maren Eggert in der Hauptrolle den Silbernen Bären für die Beste Regie. Die luxemburgische Koproduktion *Ingeborg Bachmann – Reise in die Wüste* von Margarethe von Trotta ging gänzlich leer aus.

Es bleibt abzuwarten, ob von der diesjährigen Ausgabe der Berlinale große künstlerische Impulse ausgehen oder Filme in Erinnerung bleiben werden. Jedoch zeigen sich zwei Tendenzen, die den Weg der Berlinale in die zweite Liga der Filmfestspiele ebnet: Publikumsfilme überlässt man den Festivals von Cannes oder Venedig sowie das hohe Ausmaß an wiederholenden Auszeichnungen stets wiederkehrender Teilnehmender. ●

Le tube de notre jeunesse

Cyril B.



Sven Becker

Imputrescible tube de harissa

Comment se rend-on compte que le temps passe ? Une personne qui se lève pour vous céder sa place dans le bus, une nouvelle ride au coin des yeux découverte le matin devant sa glace, la nostalgie qui vous étreint en tombant sur une boîte à chaus-sures pleine de vieilles photographies jaunies, ou la taille si ridiculement minuscule des vêtements que portaient encore vos enfants il y a cinq ans embal-lés pour l'opération périodique de rangement des garde-robes de la maison ne rivaliseront jamais avec ce redoutable témoin des années passées sans que l'on s'en aperçoive : le tube de harissa qui traîne dans votre réfrigérateur.

L'avantage de la harissa c'est qu'on imagine assez mal milieu plus hostile pour le développement d'une quelconque forme de vie : un tube métallique hermé-tiquement vissé, renfermant un contenu composé à 90 pour cent de piments séchés au soleil, concentrés, puis mélangés avec quelques épices et du jus de ci-tron. Autant dire que les bactéries et moisissures ont autant de chances de s'y développer que de la végé-tation sur la Place de Paris. D'ailleurs, la date limite figurant sur l'emballage précise qu'elle ne concerne qu'une utilisation « optimale ». Rien n'interdit donc de consommer le produit après celle-ci. Voire long-temps après. Il est probable que le seul intérêt de cette indication soit de permettre, dans une dizaine ou une centaine d'années, de pouvoir approximat-ivement dater l'acquisition du tube jaune, qui nous avait semblé tellement indispensable le jour où nous avions décidé de préparer un couscous maison pour la première fois. Depuis lors, à moins de vous être découvert une irrépressible passion pour la cuisine nord-africaine ou levantine, il est probable que vous n'ayez jamais terminé ce tube de 150 grammes, qui vous aura suivi au fil de vos déménagements, et aura connu les portes des différents réfrigérateurs qui se sont succédés dans votre cuisine, au fur et à mesure du changement de taille de votre foyer et des décon-venues électroménagères auxquelles l'obsolescence programmée condamne l'homme moderne.

L'usage modéré de ce condiment lui assure une durée de vie propice à en faire le compagnon de

toute une existence. En effet, bien que garanti sans gluten, sans bisphénol, sans OGM, sans allergène, végétan, halal et même certifié ISO 9001 (c'est inscrit sur la boîte), et malgré son tarif incroyablement bon marché, cet aliment ne constitue probable-ment pas la base de votre alimentation. Une pe-tite noisette diluée dans une ou deux cuillères de bouillon suffit à donner la petite touche de chaleur qui permet de passer une soirée torride sans dou-bler sa note de gaz. Même bien entamé, d'ailleurs, tel un tube de dentifrice duquel il est toujours pos-sible de faire sortir de quoi se brosser les dents, il y a fort à parier qu'un dernier tour à la base du tube, ou une pression un peu plus appuyée, permette toujours d'extirper de quoi pimenter suffisamment une préparation.

En octobre dernier, le *Daily Star* avait comparé la longévité du mandat de Liz Truss à la durée de vie d'une laitue. Le légume avait gagné, ce qui force à une certaine humilité. Malgré les progrès de la science, il n'est pas encore dit que l'allongement de nos espérances de vie nous permette de connaître cet accomplissement personnel qui consisterait à terminer un tube de harissa. Alors, dans la mesure où les fabricants ne font pas faillite, comment sont écoulées les quelques milliers de tonnes annuelles produites par la Tunisie ? Comme il semble quand même peu probable que quiconque en étale sur ses tartines le matin pour les tremper dans son café, c'est certainement notre consommation trop modérée qui nous amène à conserver pendant des années du piment en tube, ou à laisser se former des croûtes sur le goulot des bouteilles de Tabasco.

L'Unesco lui-même s'est dernièrement intéressé à cette question. Comment définit-on le patri-moine ? Comme ce qui est considéré comme une propriété transmise par nos ancêtres... Or, en dé-cembre 2022, la harissa a été inscrite sur la liste du patrimoine culturel immatériel de l'humanité, aux côtés de l'eau-de-vie traditionnelle de prunes serbe (la šljivovica) ou le rhum cubain. Autant de choses qu'il faut consommer avec modération, et qui n'au-ront pas de peine à se conserver ! ●

Stil

DIE UMFRAGE



Pizzakultur

Auf Platz zwei ist der Spaltpilz gelandet: Die Pizza Hawaii ist laut einer *RTL*-Umfrage nach der Pizza-Diavola in Luxemburg die beliebteste. Fast 1 800 Pizza-Amateure nahmen an der Umfrage teil, deren Resultat nun vorliegt. Wer die Pizza Hawaii erfunden hat, konnte nicht ermittelt werden. Wahrscheinlich

gab es nie eine Initialzündung, wie der Lebensmittelhistoriker Pierre Leclercq urteilt: Im Zuge der Verbreitung von Dole-Ananaskonserven tauchten in den USA Gerichte wie Hawaii-Burger im Menü auf. Auch die Pizza Hawaii ist im Fahrwasser dieses Trends entstanden. Heute werden an ihr kulinarische Normen ausgehandelt: Wie weit dürfen Grenzüberschreitungen im Backofen gehen – wie weit darf man es mit Süß, Sauer und Salz auf dem Hefeteig treiben? Hier scheiden sich die Geister derart, dass die Ananaspizza in der Populärkultur mittlerweile zum Meme-Kulturgut wurde (*d'Land*, 18.11.2022). Die *RTL*-Abstimmung scheint zudem eine nordwesteuropäische Vorliebe wiederzugeben: In Deutschland ist die umstrittene Pizza ebenfalls in fast allen Bundesländern auf

Platz zwei gelandet, in Sachsen-Anhalt sogar auf Platz eins. Auch im Nachbarland bleibt die Salami-Variante der Favorit. Aber Hand auf's Herz: Ist demgegenüber der Ananaszusatz nicht doch origineller? [sm](#)

L'ENDROIT

Encore

Les noctambules martèlent que Luxembourg ne peut pas être une vraie ville sans clubs dignes de ce nom. Les boîtes de nuit où se trémousser après la fermeture des bars sont plutôt tares. Il y a bien le très mainstream Gotham, avec son annexe sélective, le Peacock ; le très techno Ground et le Melusina, plutôt plébiscité par

les (très) jeunes. Il faudra compter désormais avec Encore, qui vient d'ouvrir à Hollerich à quelques pas du P+R Bouillon. Les plus de quarante ans y ont dansé quand ça s'appelait le Didgeridoo, leurs enfants ont bu leurs premiers shots quand c'était le M Club, avant que le lieu subisse les fermetures liées à la pandémie et ne s'en relève pas. Samedi dernier, pas moins de 1 300 personnes (selon les organisateurs, la police



n'a pas compté) se sont pressées à la préouverture, placée sous l'égide de Paradiso, nouveau collectif organisateur de soirées électros (photo : fc). Il faut dire que l'invité du soir était Guy Gerber, DJ et producteur israélien incontournable. Ce samedi, la file risque d'être à nouveau longue devant la porte pour la soirée d'ouverture avec les DJ Yaneek, Kornell et Nococon. [fc](#)

LES BOUTEILLES

Château les Crostes

Félix, deuxième fils du Grand-Duc Henri est à la tête du Château les Crostes, en Provence (Lorgues). Il est venu à Luxembourg présenter ses

vins, en trois couleurs, ainsi que quelques bulles, avec une nette préférence pour le rosé (80 pour cent de la production). Les vins dégustés étaient droits et honnêtes, marqués par le terroir calcaire du plateau sur lequel est installé le château depuis le 18^e siècle. Le domaine a été acheté en 1986 par Harmut Lademacher, investisseur ayant fait fortune dans l'informatique et père de Claire, l'épouse de Félix. Affable et cordial, le prince vigneron est incontestablement investi dans cette mission. Il se définit comme un « entrepreneur » aux fonctions de « manager général », foncièrement heureux d'élaborer « un produit noble et biblique ». Il expliquait notamment être en train de renouveler son vignoble. Il arrache trois hectares par an (sur les 55 de vignes) et en profite pour modifier l'encépagement en



faveur de la production de vins blancs. On peut boire les vins du prince, largement représentés sur les cartes des vins des restaurants du pays, mais on peut désormais aussi dormir chez lui ! Le château est aussi un hôtel où l'on peut séjourner dans une des douze chambres. [en](#)

